

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Bild: Sylvie Pécherat



Erdöl und Nahrung

Jakob Weiss reflektiert den eindrücklichen Vortrag von Daniele Ganser, der das Möschberg-Gespräch 2011 eröffnete.

[Seite 3](#)

Ökointensivierung

Ein modernes Konzept im Sinne der Bio-Pioniere, argumentiert Markus Arbenz, Geschäftsführer der IFOAM. [Seite 5](#)

Möschberg-Workshops 2011

Anknüpfend an die Möschberg-Erklärung wurde in zwei Workshops über Ökointensivierung und soziale Intensivierung in der Landwirtschaft diskutiert. Wie fruchtbar das war, lesen Sie auf den [Seiten 6 und 10](#)

Finanzkrise und Freihandel

Was geht uns die Finanzkrise an? Teil zwei des Interviews mit Hans Bieri von der SVIL. [Seite 14](#)

Klimafarming

Hans-Peter Schmidt, Leiter des Delinat-Instituts, begeisterte auf dem Möschberg die Teilnehmenden mit seiner Schilderung aus dem biologischen Weinbau. Hier führt er nun den Ansatz des Klimafarmings theoretisch aus. [Seite 7](#)

Landschaftsinitiative: Pro und contra

Was tun angesichts des fortschreitenden Kulturlandverlustes wegen Überbauung? Raimund Rodewald von der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz stellt die Landschaftsinitiative vor. Hans Bieri lehnt diese ab, weil durch den Zertifikatshandel die Überbauung der besten Böden beschleunigt würde. [Seiten 17 bis 19](#)

«Oil of Emmental»

Ein Interview mit Anton Küchler über Chancen und Grenzen einer Initiative zur regionalen Versorgung mit erneuerbarer Energie. [Seite 20](#)



Vernetzung, die Wissen schafft

Markus Lanfranchi. Die Preise für Rohöl halten sich seit geraumer Zeit hartnäckig bei über 100 \$ pro Barrel (159 Liter). Wie viel Kapital und Macht sich im Öl-Business akkumuliert, hat Dr. Daniele Ganser beim Eröffnungsreferat des 17. Möschberg-Gesprächs in Bern deutlich gemacht: Weltweit werden täglich 84 Millionen Barrel Erdöl verbraucht. Die ausgelaufene Menge Erdöl im Golf von Mexiko hätte den globalen Erdölverbrauch gerade mal für vier Stunden gedeckt. Dass auch in der biologischen Landwirtschaft Erdöl die Triebfeder der Nahrungsproduktion ist, wussten wohl alle 150 BesucherInnen des Vortrags. Dass aber ein Szenario des täglichen Brotes jenseits des immer höheren Erdölverbrauchs notwendig ist, war vielen erst nach dem Vortrag klar – zumal die Wende in Nahost kaum dazu beitragen wird, dass wir hier immer mehr und billigeres Erdöl werden vergeuden können. Auch der Umstand, dass dieses bereits

bis zu 10 km unter dem Meeresboden gefördert wird, lässt keinen Zweifel daran, dass nicht mehr viele leicht verfügbaren Erdölvorräte existieren.

Während der zwei nachfolgenden Tage auf dem Möschberg haben wir mit den Begriffen «Ökointensivierung» und «Nachhaltiger sozialer Zusammenhalt» Lösungsansätze zu erarbeiten versucht, um zukünftig mit weniger Energie-Input eine reichere Ernte einfahren zu können. Entscheidend für die Zukunft der Agrikultur wird weniger die streng naturwissenschaftliche Agrarforschung sein, sondern vielmehr umsetzbares, überliefertes Wissen. Mittlerweile gibt es mehr «Agrarexperten» als Bauern in unseren Breitengraden, und jeder, der etwas auf sich hält, muss sich an hochkomplizierten und äusserst kostspieligen Studien beteiligen.

So beteiligt sich auch «unser» FiBL (Forschungsanstalt für biologischen Landbau) am Nationa-

len Forschungsprogramm 59 über «Nutzen und Risiken der Freisetzung gentechnisch veränderter Pflanzen», um herauszufinden, wie sich Gentech-Anbau auf die Bodenfruchtbarkeit auswirkt. Bedenklich daran ist insbesondere, dass aus der Ecke der Bio-Landwirtschaft Energie und finanzielle Ressourcen in eine Technologie investiert werden, die aus verschiedensten Gründen als offensichtlich gescheitert angesehen werden muss. Statt dieser Negativforschung bräuchten wir Biobauern und Biobäuerinnen vielmehr eine Positivforschung, die Wege aufzeigt, wie wir mit einem möglichst geringen Fremdmittel-einsatz gesunde Nahrung herstellen können.

Diese Aufgabe müssen wir Bäuerinnen und Bauern uns wieder mehr verinnerlichen und unsere Höfe zu dezentralen Forschungslabors und Wissensarchiven machen! Um dieses Wissen auch allen zugänglich zu machen, haben wir die Aktion

«Teilt Euer Wissen» ins Leben gerufen. Es geht darum, angewandtes bäuerliches Wissen zu sammeln. Einerseits haben wir auf unserer Webseite ein Fenster aufgeschaltet, in dem alle Engagierten ihre Erfahrungsschätze unkompliziert veröffentlichen können. Andererseits vernetzen wir uns mit Schulen, Universitäten und Agrararchiven, um bereits vorhandene Schriften ausfindig zu machen, und diese im Netz oder auch als Sammelband zu verbreiten.

Seht euch also unsere Webseite an und teilt euer Wissen mit:
www.bioforumschweiz.ch

> **klickt auf «Teilt euer Wissen»**

> **klickt auf «post reply»**

> **meldet euch als «user» an.**

Dann könnt ihr euer Wissen mit allen LeserInnen teilen! Das ist angewandte Wissenschaft auf Augenhöhe! ●

Das Bioforum Schweiz ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen. Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Unser Konto: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten

Spenden an das Bioforum Schweiz können vom steuerbaren Einkommen abgesetzt werden.

Zum Vortrag «Nahrung aus Erdöl?»

Das Referat des Historikers und Friedensforschers Daniele Ganser hat das diesjährige Mösberg-Gespräch eröffnet. Vor vollem Saal im Hotel Kreuz in Bern führte der Erdöl-Spezialist die ZuhörerInnen auf eine Reise in die Abgründe des «schwarzen Goldes». Eine Reflexion über das Gehörte.

Jakob Weiss. Daniele Ganser ist ein begnadeter Vortragsredner. Er hält das Publikum scheinbar ohne Anstrengung über eine Stunde im Bann seiner Ausführungen. Das wirft die unvermeidliche Frage auf, ob er wohl Tricks anwende oder gar ein Blender sei, denn so völlig neu ist den meisten der rund 150 Anwesenden nur wenig, was Ganser uns an diesem Abend erzählt. Doch der Verdacht gegen eine mögliche Magie des Redners zielt gegen mich selbst: Wie kann ich mit dem Dargestellten umgehen? Das ist die Fraglichkeit, die mir im Magen liegen bleibt. Dazu am Schluss noch ein Wort.

Wenn also viel Bekanntes im Vortrag erwähnt wurde, so waren doch die Zusammenstellung und die Verknüpfung von Ereignissen und Fakten erfrischend klar, prickelnd – oder auch drastisch erschreckend. Erdöl ist das Kernthema, doch dem Historiker und Friedensforscher Ganser ist das damit verknüpfte weltpolitische Geschehen noch wichtiger. Viele aktuelle Kriege (also ein Grossteil aller Aussenpolitik), die Welthungerproblematik (also auch die Gerechtigkeitsfrage) und weite Bereiche der globalen Umweltzerstörung (also unsere physische Zukunft) hängen sehr direkt mit der begehrten «Ressource» Erdöl und ihrer Verbreitung, Ausbeutung und Verteilung zusammen.

Vom verdrängten Abstieg...

«Peak Oil» ist die Chiffre, welche die bedrohliche Lage auf den Punkt bringt. Zwar wurden die Grenzen des Wachstums schon in den 1970er Jahren eindrücklich aufgezeigt, doch dann fand man weitere Ölvorkommen. Heute ist nur noch die Entdeckung kleiner Felder wahrscheinlich, sie können keinesfalls den steigenden, aber auch nicht den anhaltenden Konsum decken. Ganser verdeutlichte die Situation mit dem Bild des Matterhorns: Wir sind seit 100 Jahren im Aufstieg, kurz unter dem Gipfel der maximalen Fördermenge («Peak Oil») angekommen. Während jeder

Bergsteiger weiss, dass er Zeit für den Abstieg einrechnen und deshalb am Mittag auf dem Gipfel sein muss, selbstverständlich auch Proviant und Ausrüstung mit sich trägt, sind wir, die wachsende Weltbevölkerung, ohne jede Ahnung, wie wir den Abstieg bewältigen wollen, immer noch am Hochklettern. Und die Dunkelheit bricht herein. In dieser Lage wirkt es besonders hinterhältig, dass Ölkonzerne ihre Prognosen zu den Ölreserven fälschen und Politiker über die wahren Gründe aussenpolitischer Strategien lügen – als könnten sie die Sonne am Untergehen hindern.

...und uns Süchtigen

Ganser liess keinen Zweifel daran, dass nicht nur die Mächtigen der Welt, sondern wir alle süchtig sind. Erdöl-süchtig. 85 Mio. Fass pro Tag, 365 Tage jedes Jahr. Für alle in der Schweiz Lebenden sind es rund 5 Liter Erdöl pro Tag, die wir verfahren, verheizen, anziehen, essen oder wegwerfen. Oder auch in Form einer Kontaktlinse aufs Auge legen! Um der Blindheit für das eigene Tun zu entkommen, oder um zumindest die Relativität der für selbstverständlich gehaltenen Prioritäten besser erkennen zu können, kann der distanzierte Blick eine Hilfe sein. Ganser zeigte ein Bild der Milchstrasse. Aus kosmischer Sicht spielt es überhaupt keine Rolle, was Menschen tun. Nicht einmal unser Sonnensystem ist relevant.

Aus historischer Sicht, sagen wir in der kurzen Zeitspanne zwischen Christi Geburt und dem Jahr 3000, wird es jedoch rasch spannender. Auf dieser horizontalen Zeitskala gibt es zwischen etwa 1940 und 2050 einen heftigen Ausschlag, ein spitzes «Matterhorn». Es wird für künftige Betrachter die kurze und unerklärliche Phase der Erdölsüchtigen sein. Die hat es vorher nie und nachher nie wieder gegeben. Lustig, wird man sagen, wie die Menschen sind. (Noch kürzer wird der schwache Ausschlag sein, wo man einem Teil der Landwirtschaft Biolandwirtschaft sagte.)

Kolonisierung unserer Gedankenwelt

Die Zuhörenden mussten sich auch überführen lassen, bereits Opfer medialer Kriegspropaganda zu sein. Ganser zählte eine Reihe von Wörtern auf, die ein Bild in uns wach riefen. Stuhl. Baum. Messer. Hochspannungsmast, undsoweiter.

Dann sagte er: Terrorist. Es brauchte keine Auswertung des Tests, die meisten der Anwesenden hatten unwillkürlich einen bärtigen Mann, vermutlich mit Turban, vor dem inneren Auge erblickt. Keine RAF-Kämpferin, keinen IRA-Aktivist, keinen Amokläufer in einer amerikanischen Schule, ebensowenig einen US-Präsidenten.

Auch in diesem Punkt liess der Referent an Klarheit nichts zu wünschen übrig: Es sei besser, etwas weniger am medialen Saugnapf zu hängen, insbesondere am TV-Bildschirm, dafür etwas mehr durch schöne Landschaften zu wandern oder im Freien zu arbeiten.

Blinder Fleck «Agrikultur»

Den direkten Hinweis auf die bäuerliche Lebensform hat Ganser hier allerdings verpasst. Überhaupt erwähnte er die Landwirtschaft kaum, oder höchstens über die Anprangerung von Konsumgewohnheiten (zuviel Fleisch, zuviel Verarbeitung und Verpackung usw.), und das zeigt, wie vernachlässigbar der Blick auf den einzelnen Betrieb auch auf hohem Reflexionsniveau offensichtlich erscheint. Kleiner Trost: Umso mehr sinnvolle, aufklärerische Arbeit bleibt für uns selber! «Peak Phosphor» wäre da als Beispiel einer begleitenden Problematik ins Spiel zu bringen. Oder die in der Schweiz immer noch mit einem Quadratmeter pro Sekunde fortschreitende Überbauung guter Böden. Und als Gegenmassnahme natürlich die sogenannte Ökointensivierung, welche Thema des anschliessenden Mösberg-Gesprächs war.



Die Welt als Krise oder Revolution

Angesichts der erdrückenden Faktenlage erstaunte es mich, dass Daniele Ganser wiederholt betonte, man könne unsere heutige Weltlage als Krise oder als Revolution betrachten. Er finde es eine hoch spannende Zeit – damit schlug er sich auf die Seite der Revolution. Auch im moderierten Frageteil zeigte er sich soweit optimistisch. Es war aber auch er, der im Vortrag die verzweifelt wirkenden Ausflüchte bloss stellte, seien es die schon erwähnten «Statistiken» Profit orientierter Öl-Konzerne, die katastrophale Ausbeutung von Ölsand in Alberta (Kanada) oder die falsche Hoffnung auf den raschen Zuwachs an erneuerbarer Energie. Ganz zu schweigen vom Wasser, insbesondere dem sauberen Trinkwasser, von der Luft und dem CO₂, von den gehabten und noch zu habenden finanziellen Verwerfungen (die übersüchtigen USA hätten aufgehört, Zahlen

über die Menge frisch gedruckter, ungedeckter Dollars zu veröffentlichen). Und darüber hinaus: In allen diesen Problemkomplexen schlummert ein ungeheures Gewaltpotenzial. Die Knappheit wird nicht gleichmässig und nicht friedlich auf die ganze Weltbevölkerung überwältigt werden!

Der grosse Applaus für den Redner liess die zaghaft angeschnittene Frage, wie wir nun den steilen Abstieg in der Dunkelheit bewältigen können, unbeantwortet. Eine einfache Antwort wäre auch zuviel verlangt. Doch im Nachhinein plagt jeden und jede dieses Phänomen, dass es nicht am unvollständigen Wissen liegt, sondern dass wir alle sofort handeln müssten. Aber die gewohnte Normalität kehrt stets hartnäckig zurück, das Aufgerütteltsein beugt sich dem Tagesgeschehen. Von daher müssen wir uns ständig fragen, ob wir nicht bereits dem Konsumismus katastrophaler Meldungen verfallen sind. Und man könnte vermuten, dass

der «Peak Fear» (unsere Angst und Verdrängung) eine genauso grosse Gefahr darstellt wie der mögliche Absturz vom «Peak Oil» selbst.

Was, wenn...

Tags darauf auf dem Möschberg kam dann, neben Ratlosigkeit (eine heute sehr unterschätzte Tugend), ein Hoffnungsschimmer hervor, an dem sich auch Martin Luther gefreut hätte: Wenn morgen alle Menschen auf der Welt einen Baum pflanzen würden, sagte uns Hans-Peter Schmidt, sanken Temperatur und CO₂-Gehalt bald wieder in den nachhaltigen Bereich (oder sogar in Richtung einer Eiszeit). Selbst wenn diese utopische Vorstellung wissenschaftlich umstritten ist, berührt sie einen wahren Kern. Aber: Wir müssen es auch tun; jeder und jede das Passende im eigenen Alltag. Und darauf kommen wir zurück – im nächsten «Kultur und Politik», in den nächsten Möschberg-Gesprächen, morgen auf dem Betrieb oder im Haushalt. ●

Ökointensivierung

Warum haben wir auf der Welt Überschüsse bei landwirtschaftlichen Produkten (und darum tiefe Preise), und gleichzeitig gibt es eine Milliarde Hungernde? Warum sind ebenso viele Menschen übergewichtig? Wie sieht die Zukunft aus, wenn eine wachsende und wohlhabendere Weltbevölkerung mehr tierische Produkte essen will?

Markus Arbenz, IFOAM. Diese und ähnliche Fragen sind nicht neu, doch sie beschäftigen die Biowelt: Das Bioforum hat das Thema Welt-ernährung in seinen letzten Mösberg-Gesprächen genauso aufgenommen wie die Bio-Fach 2011. In der Diskussion, wie die ganze Welt in Zukunft ernährt werden kann, will die Bioszene nicht mehr abseits stehen.

Die FAO schätzt, dass die Welt bis 2050 70% mehr Nahrungsmittel produzieren muss, wenn die steigenden Ansprüche einer wachsenden Bevölkerung befriedigt werden sollen. Die Steigerung wird mit Bevölkerungswachstum und mehr Konsum tierischer Produkte der wohlhabender werdenden Menschen erklärt. Eine zweite «Grüne Revolution», also eine Intensivierung mit Gentechnologie und verstärktem Einsatz erdölbasierter Hilfsstoffe, ist ihr Rezept dazu. Die FAO wird dabei unterstützt von vielen technologiegläubigen Forschern und von der Dünger, Pflanzenschutzmittel und patentiertem Saatgut produzierenden Agrarindustrie, die sich gerne ihre Wachstumsmärkte sichern möchte.

«Bio» ist nicht die FAO-Strategie

Dem Biolandbau wird vorgeworfen, dass er zu viel Land verbrauche. Jacques Diouf, der aus Senegal stammende FAO-Generalsekretär, bringt die Meinung breiter Expertenkreise auf den Punkt, wenn er sagt: «Biolandbau trägt zur Reduzierung von Hunger und Armut bei und sollte gefördert werden, aber er kann alleine nicht die rasch wachsende Weltbevölkerung er-

nähren». Die FAO steht damit im klaren Widerspruch zum Weltagrarbericht, der zum Schluss kommt, dass wir auf keinen Fall so weiterfahren können wie bisher. Dieser bezieht sich auf die traurige Tatsache, dass es die industrialisierte Landwirtschaft nicht schafft, den Hunger aus der Welt zu schaffen. Täglich werden 25 000 Menschen, davon 18 000 Kinder, Opfer von Armut und Unterernährung. IFOAM und die Biowelt machen in ihren Publikationen klar, dass nur mit nachhaltiger Landwirtschaft die Weltbevölkerung langfristig ernährt werden kann. Eine schrittweise Umstellung der Weltlandwirtschaft auf «Bio» würde keine Engpässe erzeugen. «Bio» kann zwar ein Mehrwert für Bauern sein, die es schaffen, rückstandsfreie Nahrungsmittel interessierten Konsumentenden zu verkaufen. Den Biolandbau darauf zu reduzieren, entspricht aber nicht dem eigenen Selbstverständnis. «Bio» denkt ganzheitlich und ist auch ein Entwicklungskonzept.

IFOAM fordert von der FAO, den Staatengemeinschaften, den Ländern und den Entwicklungsorganisationen einen Paradigmenwechsel in der Landwirtschaftspolitik: Statt einer forcierten Industrialisierung soll eine Ökointensivierung stattfinden.

Ökointensivierung als Weg in eine zukunftsfähige Landwirtschaft

Die Mösberg-Diskussion und viele weitere Foren weltweit zeigen, dass Ökointensivierung ein neuer Begriff ist, der in der Biowelt sofort

überzeugt. Er ist auch dafür geeignet, in Kreisen aufgenommen zu werden, die ansonsten eher Berührungängste mit der Bio-bewegung zeigen, weil sie «Bio» entweder als zu stark dogmatisch empfinden oder als ein auf Eigeninteresse fokussiertes Geschäft sehen. Das Konzept der Intensivierung der Produktion – durch Steigerung der biologischen Aktivität im Boden mit natürlichen Prozessen –, dort wo Menschen Bedarf an Nahrungsmitteln haben, überzeugt vor allem Wissenschaft, Strategen und diejenigen, die der Arbeit unserer Bio-Pioniere nahe stehen.

Ökointensivierung kann als eine Art Patentrezept für die globale, kontinentale und nationale Landwirtschaftspolitik angesehen werden. Auf lokaler Ebene und im Betrieb ist Ökointensivierung ein Leitgedanke, der je nach natürlicher, sozialer, ökonomischer und kultureller Umwelt vielerlei Umsetzungen kennt. Die Erfahrungen zeigen, dass vielfältige Systeme robuster und weniger anfällig sind. Methoden, die der Mechanisierung im grossen Stil geopfert wurden, wie weite Fruchtfolgen, kleinräumige Nutzung, Mischkulturen, landbasierte Tierhaltung oder Agroforstwirtschaft, werden mit der Ökointensivierung wieder wichtig.

Ökointensivierung interpretiert die von Anfang an geltenden Grundlagen des Biolandbaus neu. Wir wissen, dass ein gut praktizierter Biolandbau verglichen mit der konventionellen Landwirtschaft in günstigen Lagen etwas tiefere und in Grenzertragslagen deutlich höhere Erträge bringt. Führen wir uns die Potenziale einer Ökointensivierung vor Augen, und ersetzen wir in Gedanken die industriell genutzten, grossen Flächen mit einem Netz vielfältiger, kleinbäuerlicher Betriebe, die die Fruchtbarkeit des Bodens optimieren, so schwindet die Angst vor der eingangs erwähnten notwendigen Steigerung der Produktion. Die Intensivierung der Arbeit führt zudem dazu, Bedürftigen Erwerbs- und Einkommensmöglichkeiten zu geben – eine Voraussetzung dazu, dass alle Zugang zu gesunder Nahrung erhalten. ●

People before Commodities: IFOAM's Kampagne zur Ernährungssicherung

Der Bio-Weltverband setzt sich bei den UN-Organisationen und den Entwicklungsorganisationen dafür ein, dass «Bio» nicht nur als Ökostandard, sondern als zukunftsorientiertes Entwicklungskonzept für die Landwirtschaft betrachtet wird. Bauern im Süden verringern mit Ökointensivierung ihr Risiko und ihre Abhängigkeit von Kreditgebern, Energie- und Hilfsstofflieferanten. Dank Vielfalt in der Landwirtschaft werden ihre Systeme robuster, anpassungsfähiger (Klimawandel oder veränderte Märkte) und ernähren mehr Menschen.

Intensiv Mut getankt

Der folgende Artikel beschreibt das diesjährige Möschberg-Gespräch aus der Sicht einer Teilnehmerin, die zum ersten Mal dabei war und den Workshop «Ökointensivierung» wählte. Zurzeit steckt sie – im Erstberuf Biologin – in der Zweitausbildung zur Landwirtin.

Franziska Schwab. Der Titel des Workshops «Nachhaltige Ökointensivierung als Antwort auf den Welthunger» hat mein Interesse am Gespräch auf dem Möschberg geweckt. Den Begriff «Ökointensivierung» kannte ich nicht; umso mehr sprang mein Herz in die Höhe, als ich ihn las. Wer um die Genialität und Schönheit der natürlichen Ökosysteme weiss, dem kann Ökointensivierung als Antwort auf den Welthunger nur recht kommen.

Im Workshop versuchten wir zu ergründen, was wir unter Ökointensivierung überhaupt verstehen. Sofort kamen uns Mischkulturen in den Sinn, welche ein System widerstandsfähiger machen und auch Mehrertrag liefern. Als Beispiel wurde die Mischkultur mit Kürbis, Mais und Bohnen der Hopi-Indianer genannt. Allgemein wünschten wir uns für die Zukunft komplexere Systeme und eine grössere ökologische Durchlässigkeit. Für uns war klar, dass eine Ökointensivierung nicht nur mehr Nahrung, sondern auch für die Natur und die Gesellschaft einen Mehrertrag bringt. Letzteres deshalb, weil eine ökointensivere Landwirtschaft mehr Menschen braucht, die in der Landwirtschaft zugreifen. Die Landwirtschaft wird sozusagen zur Handwirtschaft.

Im Gegensatz zum vermehrten Einsatz von Arbeitskräften müssen wir auf externe Inputs möglichst verzichten. Wir wollen weg vom «Auslaufmodell Erdöl» hin zu Kreislaufmodellen. Doch wie bringen wir ohne Erdöl unsere Ernte nach Hause, bzw. wie wird generell eine Landwirtschaft ohne Erdöl aussehen? Der Tragweite des Problems bewusst, einigten wir uns auf einen Kompromiss: Maximal zehn Prozent der Nutzfläche für den Anbau von Energiepflanzen – analog zu früher, als Futter für die Zugpferde gebraucht wurde.

Sehr gefallen haben mir die Ausführungen von Hans-Peter Schmidt, Winzer und Leiter des Delinat-Instituts für Ökologie und Klimafarming: Entwicklungsgeschichtlich gesehen sei die Landwirtschaft schon immer eine Bio-Landwirtschaft gewesen. Die letzten 50 Jahre hätten allerdings in Richtung «Agroindustrie» gewiesen, weshalb die Lebensgrundlage Boden



Biopioniere am Diskutieren...

zunehmend zerstört würde. «Ich hoffe, dass es sich dabei nur um einen 50-jährigen Ausrutscher handelt», meinte Hans-Peter Schmidt. Eindrücklich schilderte er, wie es in einem Rebberg auch ökologischer geht.

Neben dem eigentlichen Interesse am Thema boten mir die zwei Tage auf dem Möschberg eine willkommene Abwechslung zu meinem Schulalltag in der Jahresschule. Hier wird kaum über Biolandbau, geschweige denn über Ökointensivierung gesprochen. Kaum jemand kommt auf die Idee, dass Biolandbau auch intensiv sein kann. Mir gab der Workshop das Vertrauen und den Mut zurück, mich für eine Art Landwirtschaft einzusetzen, die von vielen als utopisch abgestempelt und belächelt wird. Eine umweltverträglichere und menschenwürdiger Landwirtschaft, die mit weniger fossiler Energie auskommt, dafür mehr Menschen eine sinnhafte Tätigkeit ermöglicht.

Gespräch mit Fritz Dähler, Biopionier aus Noflen

Fritz Dähler ist ein Alteingesessener auf dem Möschberg. «Für mich sind die Gespräche auch *e chli Heimat*», beschreibt er. Sehr gefallen habe ihm am diesjährigen Gespräch, dass gegen aussen kommuniziert werde, Biolandbau sei etwas Intensives und nicht zwangs-

läufig extensiv. Den Begriff «Ökointensivierung» habe er nicht gekannt: «Eigentlich beschreibt er nichts Neues. Neu ist einfach nur der Begriff», schmunzelt er. Auch wenn Dähler den Biolandbau als intensiv bezeichnet, gäbe es durchaus Verbesserungsmöglichkeiten. «Bei der Bodenfruchtbarkeit sind wir auf dem richtigen Weg, aber bei der Fruchtfolge oder bei Mischkulturen sind noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft».

Wie weiter ohne Erdöl?

Auf die Frage, wie es denn seiner Meinung nach ohne Erdöl weiter gehe, meint Dähler, Ökointensivierung sei schon gut, aber nicht ganz ohne Traktor machbar. Er sei sich der Problematik des knapper werdenden Erdöls schon bewusst. «Wir sahen schon vor 40 Jahren, dass diese Art Landwirtschaft in die Sackgasse führt», betont Dähler, der in diesem Jahr seinen 70. Geburtstag feiern kann. Zuerst müsse man versuchen Arbeitsgänge einzusparen, die Diesel brauchen. Weiter meint Dähler: «Es kann auch sein, dass eine Technologie kommt, welche man noch gar nicht kennt».

Mehr Menschen? Kleinere Betriebe?

Auch wenn Dähler viele der auf dem Möschberg geäusserten Ideen teilt, findet er andere wiederum zu revolutionär. «Würde ich diese meinen Berufskollegen mitteilen und zum Beispiel zu kleineren Betrieben aufrufen, wären viele doch eher erstaunt», wie er sich vorsichtig ausdrückt. Gedanken zur Ökointensivierung würden so sicher nicht ernst genommen. Viele der Bauern seien noch auf der Schiene der Rationalisierung und machten auf dieser weiter. Für ihn sei die Idee von mehr Leuten in der Landwirtschaft aber durchaus sinnvoll: «Es gibt immer mehr Menschen auf der Welt, welche auch eine Arbeit brauchen. Genug Nahrungsmittel zu produzieren, reicht nicht, wenn sich die Leute diese nicht leisten können», gibt er zu bedenken. ●

Klimafarming – Eine Chance für das Überleben der Gesellschaft

Klimafarming ist ein ökologisches Gesamtkonzept für die Landwirtschaft, deren künftige Rolle sich nicht mehr nur auf die Produktion von Nahrungsmitteln beschränkt, sondern zu deren Aufgaben ebenso der Klimaschutz, die Energie- und Rohstoffherzeugung sowie die Förderung der Ökosysteme zählen werden. Diese verschiedenen Aufgabenbereiche sind untrennbar miteinander vernetzt, finden ihre gemeinsame Basis aber vor allem in der gezielten Förderung der Biodiversität, und zwar nicht nur auf entfernt gelegenen ökologischen Ausgleichsflächen, sondern unmittelbar auf den landwirtschaftlichen Produktionsflächen selbst.

Hans-Peter Schmidt, Delinat-Institut für Ökologie und Klimafarming. Würde man alle Blätter aller Pflanzen der Erde zu einer Fläche zusammenlegen, wäre diese fast doppelt so gross wie die gesamte Erdoberfläche einschliesslich aller Ozeane und Gebirge. Insofern die Blätter primär zur Aufnahme von Sonnenenergie und Kohlendioxid dienen, liesse sich dies auch so vorstellen, dass die Erde rein natürlich von einer doppelten Hülle pflanzlicher Solarzellen umgeben ist, die der Atmosphäre zudem CO₂ entziehen.

Der Kohlenstoff all des Öls und all der Kohle, die wir so sorglos verbrennen, war vor vielen Millionen Jahren einmal als CO₂ in der Atmosphäre. Er wurde von Pflanzen assimiliert und in pflanzlichem Zellgewebe fixiert. Doch bevor irgendwann Kohle oder Erdöl daraus entstanden, verrotteten die Pflanzen, bauten Humus auf, vergasteten als CO₂ oder CH₄, um schliesslich erneut von Pflanzen aufgenommen zu werden. Jedes Kohlenstoffatom im Erdöl oder in der Kohle hat in seiner viele Millionen Jahre alten Geschichte unzählige Reisen durch die Atmosphäre, den Boden, durchs Meer und durch Muscheln, durch unzählige Pflanzen und Mikroorganismen erlebt. Jedes Kohlenstoffatom ist millionenfach genutzt worden, hat tausende Existenzen durchlaufen, ist immer wieder recycelt worden. Wie die Erde mit ihrem Kohlenstoff umgeht, ist das beste Beispiel für nachhaltiges Wirtschaften und zeigt zugleich, wie gefährlich es ist, die natürlichen Balancemechanismen ausser Kraft zu setzen. Für die Aufrechterhaltung des natürlichen Kohlenstoffkreislaufs spielen Pflanzen und Mikroorganismen die entscheidende Rolle. Je mehr die Industriegesellschaft die Pflanzen und Ökosysteme schwächt, desto näher rückt



Gründüngung im Rebberg.

die Katastrophe, die durch keine noch so geniale Umweltechnologie aufzuhalten oder gar rückgängig zu machen ist. Während Wirtschaftslenker und Umweltingenieure die Hoffnung nähren, dass die Welt und das Wirtschaftswachstum sich durch Elektroautos, Solardächer, Windräder und die Isolierung von Häusern retten lassen, nimmt die Missachtung der Grundzyklen des Lebens immer ungeheuerlichere Ausmasse an. Unvermindert werden mehr Bäume gefällt anstatt gepflanzt, werden Böden ausgelaugt anstatt mit Humus aufgebaut, wird das Leben auf den Blättern mit Pestiziden ausgelöscht anstatt durch pflanzliche Vielfalt gefördert. Die Landwirtschaft, die doch eigentlich inmitten des Lebenszyklus steht und diesen fördern sollte, ist zu einer

Sondermüllanlage verkommen. Landwirtschaft und Landnutzungsänderungen sind derzeit für über 20% der weltweiten Treibhausgasemissionen verantwortlich. Und das, obwohl die Land- und die Forstwirtschaft die einzigen Sektoren sind, die durch Nutzung natürlicher Prozesse gezielt Kohlendioxid aus der Atmosphäre entziehen und dauerhaft fixieren könnten. Während alle anderen Umweltechnologien höchstens den Kohlendioxidausstoss vermindern können, liegt das Senkenpotenzial der Land- und Forstwirtschaft je nach Methodenwandel bei 20 bis 50% der weltweit verursachten Klimagase über einen Zeitraum von 20 Jahren (siehe Seite 8). Dies allerdings würde einen konsequenten Methodenwandel der Landwirtschaft erfordern.

Foto: Patrick Rey, © Delinat-Institut

Klimafarming

Durch Klimafarming werden die Stoffkreisläufe geschlossen und die landwirtschaftlichen Ökosysteme mittels Biodiversifikation stabilisiert, sodass die Landwirtschaft anstatt den Klimawandel und das Aussterben der Arten zu begünstigen, das Leben und das Klima, die Landschaft und den gesellschaftlichen Wohlstand nachhaltig schützt.

Klimafarming ist weit mehr als eine Antwort auf die Erwärmung des Klimas und die zu hohe Konzentration von CO₂ in der Atmosphäre. Klimafarming zielt ins Herz der Landwirtschaft. Indem es den Kampf gegen die Natur beendet, auf die natürliche Intelligenz der Bauern setzt und sie mit neuen wissenschaftlichen, technischen und sozio-ökonomischen Erkenntnissen unterstützt, werden die Kreisläufe des Lebens wieder gestärkt. Anstatt mit Giften Lebensmittel zu erzeugen, wird die Landwirtschaft wieder ein Mittel zum Leben. Durch die Förderung der biologischen Vielfalt knüpft Klimafarming natürliche Netzwerke zwischen Kultur- und Wildpflanzen, zwischen Wurzeln und Mikroorganismen, zwischen Tieren und Pflanzen, zwischen Boden und Luft. So werden aus den heute noch trist und krank daliegenden Monokulturen wieder selbstregulative Ökosysteme. Nur wo Vielfalt herrscht, ist die Anpassungsfähigkeit des Systems hoch genug, um gegen Schädlinge und Wetterextreme nachhaltige Verteidigungswege zu finden. Die Teilhabe des Menschen am landwirtschaftlichen Ökosystem darf sich nicht mehr darauf beschränken, der Natur seinen beschränkten Willen aufzuzwängen. Die Komplexität der Netzwerke des Lebendigen wird der Einfachheit wirtschaftlicher Rationalisierungen widerstehen müssen. Das Konzept des Klimafarmings basiert also zunächst auf einer umfassenden Förderung der Biodiversität innerhalb der landwirtschaftlichen Produktion. Zur Unterstützung dieser Prozesse hat das Delinat-Institut eine Charta für Biodiversität im Wein- und Obstbau aufgestellt, die sich mit einigen Anpassungen auch auf die Landwirtschaft im Allgemeinen übertragen lässt. Die zehn prägnanten Punkte der Charta reichen von der Reaktivierung der Böden durch Komposte und artenreiche Gründüngung über die Anpflanzung von Hecken und Bäumen für vertikale Diversität bis hin zur Kultivierung von Mischkulturen und Massnahmen zum Erhalt der genetischen Vielfalt innerhalb der Hauptkultur.

Das Klimafarming-Potenzial

Klimafarming ist ein Gesamtkonzept, dessen verschiedene Massnahmen sich jeweils gegenseitig ergänzen: Höhere Biodiversität minimiert den Schädlingsbefall; Mischkulturen verbessern die Ertragssicherheit; höherer Humusgehalt fördert die Fruchtbarkeit und verringert Ertragsausfälle durch Wetterextreme; Biokohle erhöht die Nährstoffeffizienz; reduzierter Einsatz schwerer Landmaschinen senkt die Bewirtschaftungskosten; weniger Pflanzenschutzmittel verringern die Belastung der Gesundheit; Baumstreifen und Hecken brechen Wind und Erosion; die Schönheit der Landschaft steigert das Wohlbefinden. All die genannten Massnahmen, die Teil des Klimafarmings sind, besitzen ein hohes Potenzial zur Fixierung von Kohlenstoff, doch ist dies nie das direkte Ziel, sondern im Grunde immer nur ein Nebeneffekt guter landwirtschaftlicher Praxis. Die folgende Tabelle listet das konservativ kalkulierte Potenzial zur Reduktion von landwirtschaftlichen Treibhausgasemissionen für einige der wichtigsten Massnahmen des Klimafarmings auf. Die Angaben sind Durchschnittswerte, die je nach Bodentyp und Klimazone schwanken. Das höchste Potenzial liegt im Humusaufbau. Wird der Humusgehalt um einen Prozentpunkt gesteigert, entspricht

dies einer Kohlenstofffixierung von rund 100 t/ha. Die angegebenen Jahreswerte beziehen sich auf einen Zeitraum von zehn Jahren. Einige Massnahmen wie z. B. die Waldstreifen und die Biokohle werden auch nach zehn Jahren noch Kohlenstoff sequestrieren, Massnahmen hingegen, die zur Erhöhung des Humusgehaltes beitragen, nähern sich nach einer gewissen Zeit einem Schwellwert, über den hinaus sie sich kaum weiter erhöhen lassen. Die erhöhte Verdunstungsleistung der Baumstreifen und das höhere Sonnenrückstrahlvermögen dauerhaft bewachsener Böden würden den zu erwartenden Temperaturanstieg infolge des Klimawandels zusätzlich abschwächen. Die Gesamtheit dieser Massnahmen würde zudem zahlreiche Ökosystemdienstleistungen verbessern: Biodiversität, Luftreinigung, Grundwasserschutz, Hochwasserschutz, Verminderung sauren Regens, Unwetterschutz, Tiergesundheit, Nahrungsmittelqualität. Rechnet man obige Werte auf die landwirtschaftlichen Flächen der Schweiz hoch, ergäbe sich eine jährliche Einsparung von etwa zehn Millionen Tonnen CO₂equ, also rund 20% der gesamten Emissionen des Landes. Es liessen sich allein dadurch die Klimaziele für das Jahr 2020 erreichen. Da die Massnahmen ohnehin den Methoden guter landwirtschaftlicher Praxis entsprechen und mindestens ebenso wirtschaft-

Massnahme	Art der Fläche	THG	CO ₂ equ t/ha/a
Pflugloser Anbau dank Schältschar und Direktsaat, ohne Herbizide	Acker	CO ₂	7
Aerober Qualitätskompost	Acker, Dauerkulturen	CO ₂	2
Mulchbedeckung zur Verhinderung nackter Bodenstellen	Wurzelackerbau	CO ₂	5
Gründüngung mit hohem Leguminoseanteil	Dauerkultur	CO ₂	3
Biokohle als Bodenverbesserer (einmalig 10 t pro ha)	Gesamte Nutzfläche	CO ₂	3
Biokohle (verbessert die N-Dynamik und reduziert N ₂ O-Emissionen um über 50%)	Gesamte Nutzfläche	N ₂ O	0,75
Baumstreifen 300 m ² pro ha (Obstbäume, Sträucher, Schnellumtrieb für Holzgewinnung, Biomasse, Humus)	Acker, Grünflächen	CO ₂	2
N-Dünger (Einsparung von Stickstoffdüngern)	Gesamte Nutzfläche	CO ₂	0,25
Gülleaufbereitung (durch Milchsäuregärung und Biokohle in Stall und Grube)	Viehzucht für 1,24 GVE/ha	CH ₄	0,57

*Berechnungsgrundlagen und Quellen dieser Angaben finden Sie unter:
www.ithaka-journal.net/1104*

lich wie die derzeitigen Methoden sind, würden ausser für die Weiterbildung der Landwirte nur geringe Zusatzkosten für die Anpassung des Maschinenparks anfallen. Der grosse Verlierer wäre die Agrochemie – doch was würde das ganze Land an Lebensqualität gewinnen!

Auch ohne den Klimawandel wäre die Landwirtschaft gut beraten, sich dieser Konzepte anzunehmen. Doch bietet vielleicht gerade die nahende Katastrophe des Klimawandels die Chance, den nötigen Wandel tatsächlich gesamtgesellschaftlich abzustützen und die Landwirte bei ihrer schwierigen Aufgabe zu unterstützen. Es ist leicht, von Bürohochhäusern aus den Landwirten mehr ökologisches Bewusstsein einreden zu wollen. Die Landwirte arbeiten mit der Natur, sie tragen das grösste Risiko für den geringsten Gewinn bei gleichzeitig höchsten täglichen Anstrengungen. Wenn nicht die gesamte Gesellschaft eines Landes zusammensteht und die Landwirte unterstützt, die Lebensräume, die Nahrungsvorsorgung und das Klima zu schützen, wird die Landwirtschaft allein es nicht schaffen.

Bei den aufgelisteten Massnahmen handelt es sich ausschliesslich um historisch bewährte Methoden nachhaltiger Landwirtschaft. Nichts ist wirklich neu erfunden. Lediglich die Effizienz wurde dank neuer Analysemethoden und gezielter Einsatzes technischer Hilfsmittel deutlich gesteigert. Die Erkenntnisse moderner wissenschaftlicher Ökologie lassen die biologischen Zusammenhänge besser verstehen und lenken, doch bedeutet dies nicht, dass die Grundlagen nachhaltiger Landwirtschaft neu erfunden werden müssen. Die biologische Landwirtschaft mit hoher Biodiversität und Humusaufbau blickt auf eine über achttausendjährige Geschichte zurück. Sie besitzt einen ungeheuerlichen Erfahrungsschatz, denn immer, wenn in der Vergangenheit die Grundlagen nachhaltiger Humuswirtschaft mit hoher Biodiversität missachtet wurden, waren Hungersnöte die Folge, und der Untergang der jeweiligen Kultur nah. Die Hybris der Moderne besteht nicht zuletzt darin, sich aufgrund ihrer genialen technischen Errungenschaften allen früheren Epochen der Menschheitsgeschichte vollkommen über-

legen zu fühlen, anstatt mit etwas mehr Ehrfurcht sich sehr genau mit der Geschichte zu beschäftigen und zu erkennen, wie wir noch immer, wieder und wieder, die gleichen entscheidenden Fehler im Umgang mit unseren Ressourcen und Lebensräumen begehen.

Das gesellschaftliche Klima

Das Klima, dem sich das Klimafarming widmet, betrifft nicht nur die Luft, die wir atmen und als einziges Lebensmittel vorerst noch kostenlos geniessen, sondern betrifft in nicht minderem Masse das geistige, das soziale und das gesellschaftliche Klima. Im Zeitalter des Klimafarmings würde die Landwirtschaft nicht mehr nur missachteter Produzent von Nahrungsmitteln sein, sondern als Bindeglied zwischen Kultur und Natur den Lebensraum für die Menschheit bewahren. ●

Weitere Artikel zum Thema Klimafarming sowie Quellen- und Literaturhinweise finden Sie unter www.ithaka-journal.net

Anima-Strath verleiht Ihrem Liebling natürliche Vitalität.



Jeder macht mal schlapp! Das gilt auch für Tiere. Dann brauchen sie zu einem vollwertigen Basisfutter einen zusätzlichen Vitalitätsschub. Anima-Strath ist ein natürliches Aufbaumittel aus einer einmaligen Kombination von Hefe und Kräutern und sorgt für

- gutes Wachstum
- bessere Vitalität
- schönes, glänzendes Fell
- besseren Appetit in der Rekonvaleszenz



Anima-Strath®
Aufbaumittel

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • www.anima-strath.ch

Soziale Intensivierung in der Landwirtschaft – Oder: von Bäuerinnen¹ und Rapperinnen

Was bedeutet der in der Mösberg-Erklärung postulierte soziale Zusammenhalt für unseren Alltag? Wie können sich Produzentinnen und Konsumentinnen wieder näher kommen? Ein Bericht aus dem Workshop anlässlich des Mösberg-Gesprächs gibt Aufschluss.

*Die Gedanken sind frei,
wer kann sie erraten?
Sie fliegen vorbei
wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
kein Jäger erschiessen.
Es bleibt dabei:
Die Gedanken sind frei*

(Freiheitslied, Text 1780)

Ueli Ramseier, Textilingenieur und Landwirt. Die Umsetzung der Mösberg-Erklärung und damit das Überwinden der Erdöldominierten Landwirtschaft verlangt nach vielfältigen, neuen und auch unkonventionellen Ansätzen. Nicht nur in der Landwirtschaft selbst, sondern auch in der Neugestaltung der sozialen Beziehungen zwischen Bäuerinnen und Nicht-Bäuerinnen.

Dies war der Ausgangspunkt unserer Diskussion in der zweiten Arbeitsgruppe am Mösberg-Gespräch. Wir nahmen in unserer Diskussion nicht nur Bezug auf unsere persönlichen Erfahrungen, sondern auch auf die diesbezüglichen Forderungen der Mösberg-Erklärung:

- Mehr Arbeitskräfte in der Landwirtschaft und nicht weniger
- Neue Formen der nachbarschaftlichen und sozialen Zusammenarbeit
- Überschaubare und persönlich gestaltbare Verhältnisse

Diese Ausweitung des Fokus der Biolandwirtschaft von der *leben-*

digen Erde zu den lebendigen sozialen Beziehungen ist eine zentrale Forderung der Mösberg-Erklärung im Hinblick auf die Überwindung der Probleme in der Landwirtschaft.

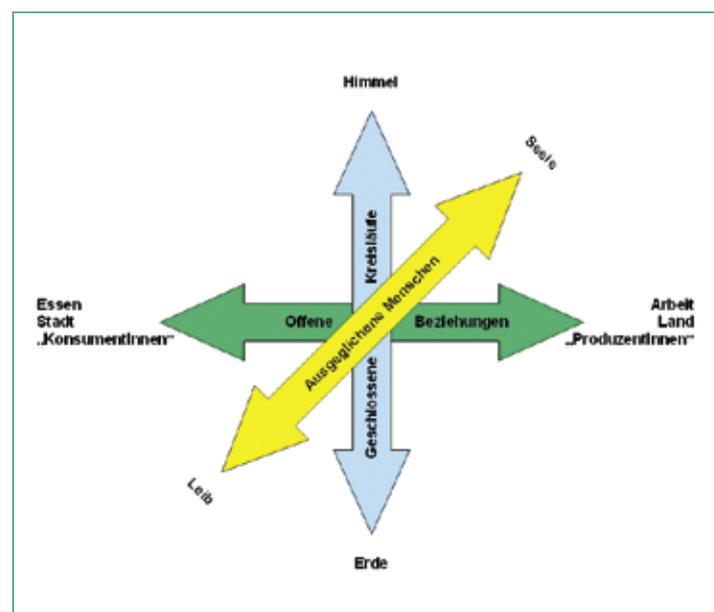
Fertigschluss mit Produzentin versus Konsumentin

Die Neugestaltung der sozialen Beziehungen zu Nicht-Bäuerinnen und zu Nachbarinnen soll nicht ein abstraktes Vorhaben und keine PR-Massnahme sein, sondern eine greifbare Belebung einer uralten Beziehung zwischen Stadt und Land, zwischen denjenigen, die Essen auf dem Feld und im Stall produzieren und denjenigen, welche diese (gesunden) Lebensmittel brauchen. Auf Neu-Deutsch heisst das, die Rollenverteilung zwischen Produzentinnen und Konsumentinnen muss sich ändern.

Zu lange schon wird uns weismacht, dass Produzentinnen und Konsumentinnen vollkommen gegensätzliche Bedürfnisse hätten. In der Arbeitsgruppe herrschte jedoch die Erfahrung und Überzeugung vor, dass dies nicht so ist, dass das Bedürfnis nach vitalen sozialen Beziehungen und gesunden Lebensmitteln allen gemein ist. Die Nahrungsmittelindustrie spielt bei dieser Verzerrung der «wahren» Bedürfnisse eine zentrale Rolle. Sie schafft Distanz, im wahrsten und im übertragenen Sinne. Die Lebensmittel werden

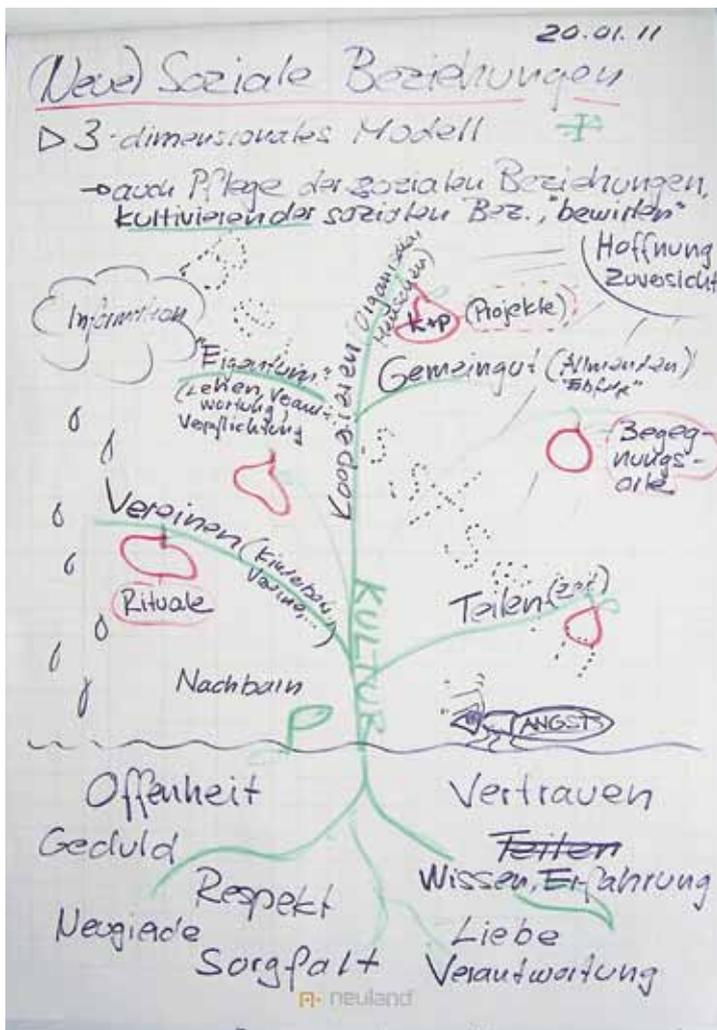
um die halbe Welt gekarrt und zu Nahrungsmitteln verarbeitet, angereichert mit meist künstlichen Zusatzstoffen, unter Schutzfolie abgepackt und unter Kunstlicht angeboten. Kaum jemand begibt sich für sein Essen auf den Bauernhof. Aber auch die Bäuerin braucht sich nicht um die Konsumentin zu kümmern. Wir sind vermeintlich frei von dieser gegenseitigen Abhängigkeit. Auch wir Bäuerinnen haben mit unserem Schimpfen über die unwissenden Städterinnen, die ignoranten Bankerinnen, die neidischen Nachbarinnen und die hochnäsigen Beamtinnen Anteil am Abkühlen der Beziehung untereinander und zur nicht-bäuer-

lichen Bevölkerung. Diese Bilder und Vorurteile sind in ihrer Pauschalität falsch, sie sind unter anderem das Resultat von abnehmenden, direkten Kontakten zwischen der bäuerlichen und nicht-bäuerlichen Bevölkerung. Dabei brauchen wir uns seit jeher gegenseitig und werden dies auch in Zukunft tun. Anerkennen wir also die Abhängigkeit zwischen den Menschen – als Grundlage zur Überwindung der Erdölabhängigkeit. Die Entfremdung, das Nichtverstehen (wollen) muss überwunden werden. Es braucht eine Annäherung zwischen der bäuerlichen und nicht-bäuerlichen Bevölkerung, es braucht eine soziale Intensivierung.



Mehrdimensionale Bio-Landwirtschaft: Als Ergänzung der «traditionellen» Achsen der geschlossenen Kreisläufe und der offenen Beziehungen gibt es eine weitere Dimension: diejenige des zwischen Leib und Seele ausgeglichenen Menschen.

¹ Die männlichen Personen sind selbstverständlich immer mit gemeint.



Kulturpflanze: soziale Beziehungen kultivieren.

Vom Sinnbild zur konkreten sozialen Intensivierung

Bei der Suche nach einem Ausgangspunkt und Sinnbild der sozialen Intensivierung haben wir uns in der Arbeitsgruppe auf unsere Kernkompetenz besonnen: den Anbau der Kulturpflanze. Die Kulturpflanze, sei dies nun Dinkel, Mais oder Kartoffeln, bringt unsere Lebensmittel hervor; die Ernte ist die Frucht der Arbeit. Die Kulturpflanze fusst in fruchtbarem Boden, sie braucht Nahrung und Pflege. Daraus bezieht die Kulturpflanze ihre Kraft und bringt Zweige, Blätter und Früchte hervor. Bei der Bewirtschaftung und Kultivierung sozialer Beziehungen braucht es ebenso einen fruchtbaren Boden: Offenheit, Respekt, Wissen und Verantwortung sind die Grundlagen, auf

welchen unsere sozialen Beziehungen fussen.

Was heisst dies konkret für die Intensivierung sozialer Beziehungen im bäuerlichen Kontext? Bäuerinnen suchen aktiv das Gespräch unter sich und mit Nicht-Bäuerinnen. Dazu stehen uns zahlreiche Möglichkeiten offen. Es geht aber um mehr als um PR-Massnahmen, welche zwar als Katalysator und Brücke sinnvoll sein können. Es geht um die direkte, persönliche Beziehung untereinander. Öffnen wir unsere Höfe, laden wir die Menschen zu uns ein, und heissen wir sie willkommen. Angebote wie Stallvisite oder Schlafen im Stroh sind gute Ansätze, aber noch mehr bewegen wir, wenn wir *Zeit und Arbeit teilen*. Wir wollen uns auch kritisch hinterfragen lassen. Kritik ist uns Anleitung und Ansporn zugleich.

Dort wo eine direkte Begegnung auf dem Hof nicht möglich ist, können wir moderne Techniken wie etwa Internetforen (zum Beispiel www.bioforumschweiz.ch) oder virtuelle soziale Netzwerke nutzen. Mit bestehenden Angeboten (zum Beispiel www.lid.ch) können wir uns vernetzen und uns sichtbar machen.

In der Arbeitsgruppe waren wir uns einig, dass wir uns auch von unseren Höfen wegbegeben müssen. Wie heisst es so schön? *Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muss der Prophet zum Berg gehen*. Ein gute Möglichkeit stellen die Bäuerinnenmärkte in der Stadt dar, doch wir müssen uns auch auf unbekanntes Terrain begeben. Waren wir schon einmal an einem Rap-Konzert, an einer House-Party? Lassen wir uns auf Neues ein, kultivieren wir Beziehungen, wo immer dies möglich ist. Gemeinsam arbeiten wir so nicht nur an der Gesundheit der Beziehungen zwischen Stadt und Land, sondern intensivieren auch die nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Bäuerinnen. Wir schaffen damit die Grundlage, um uns aus der Erdölabhängigkeit heraus wieder in die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Menschen zu begeben. Die Früchte der sozialen Intensivierung sind vielfältig, zukunftsweisend und real.

Und ja, wir haben auch gesungen auf dem Möschi, uns wohlbekannte, alte Lieder. Vielleicht sollten wir uns das nächste Mal auch hier auf unbekanntes Terrain begeben – zum Beispiel mit einem Rap von Greis, dem Berner Musiker und Wort-Akrobaten.

das isch no nüt es wird krasser wärde // es si au bürgerrächt uf dr strass erkämpft worde // (...) mit dr zyt si güeter ungleichmässi-ger verteilt worde // i verschidne verbänd neoliberali verträter vo länder // vom norde vollände scho wider e plan // (...) si wei dereguliertig vo de märkt // das sig fair und guet fuer d'konkurrenz // doch die herre lueget uf d'bilanz // rede vo zahle und fakte ob's itz new york oder moskau wär // 95% vo de märkt si dominiert vo irne grosskonzärn // (...) immer weniger arbeit nümme chanceglychheit // gueti dienstleistige ds privileg vo de ryche // klassenteilig no meh hass u nid wei sogar mit gsundheit // und wasserversorgig 100%ig a dr masse verdiene // g.a.t.s. uferleit ab 2005 und es geit um privatisierig // (...) das isch no nüt es wird krasser wärde // es si au bürgerrächt uf dr strass erkämpft worde.

(Liedtext des Rappers Greis aus dem Album «Global») ●

«Voices of the Transition» – Stimmen des Übergangs

Im Rahmen des diesjährigen Möschberg-Gesprächs wurde eine Vorpremiere des Dokumentarfilms «Voices of the Transition» von Nils Aguilar gezeigt. Der Filmporträtiert darin Menschen, die kollektiv zukunftsweisende, öko-soziale Ideen umsetzen.

Markus Schär. Wirtschaftskrise, Welthunger, Peak Oil, Ressourcenkriege, Klimaveränderung, Ökologikollaps – die gegenwärtige multiple Krise unserer Lebensform ist erdrückend, dennoch sollte sie uns nicht den Blick auf Alternativen versperren. Im Bewusstsein, dass unser persönlicher Handlungsspielraum sehr begrenzt ist: Fatalismus ist langweilig und lähmt. Als erfrischend positives und engagiertes Zeichen gegen Resignation und Pessimismus entpuppt sich da «Voices of the Transition». Der autodidaktische Filmernils Aguilar – er ist studierter Soziologe – zeigt in seinem Dokumentarfilm, dass an der «anderen Welt» mit den Ansätzen der Permakultur, der Agrarökologie und der Transition Towns fleissig und fröhlich gearbeitet wird. Und dass diese Arbeit bereits heute Früchte trägt.

Eine Perspektive, diverse Ansätze

Der Film führt uns nach Frankreich, wo ein altes Landnutzungssystem neu entdeckt wird: die Agroforstkultur. Dabei werden gezielt Elemente aus der Landwirtschaft und der Forstwirtschaft kombiniert, etwa der Weizenanbau zwischen Pappelreihen. Agroforstkultursysteme sind kleinstrukturiert und artenreich, stabilisieren den Wasserhaushalt und schützen den Boden vor Erosion. Richtig angelegt, weisen die Nutzpflanzen eine geringere Krankheitsanfälligkeit auf und profitieren von einem vorteilhaften Mikroklima (geringere Bodenverdunstung, Windschutz, Lebensraum für Nützlinge usw.).

Eine weitere Station auf Nils' Filmreise ist England: Hier blühen diverse Transition-Town-Initiativen auf, die sich eine postfossile, relokalierte Wirtschaft zum Ziel gesetzt haben. Nebst der Förderung einer erneuerbaren Energieversorgung, dem Experimentieren mit regionalen Währungen, der praktischen Erforschung neuer Konzepte von Gesundheitsfürsorge und Abfallwirtschaft bildet die lokale Nahrungsmittelerzeugung ein zentrales Element der Transi-

tion Towns. Gemeinschaftlich kultivierte Permakulturgärten heben die Gegensätze zwischen Stadt und Land teilweise auf, schaffen Gemeinsinn und reduzieren die Erdölabhängigkeit der Nahrungsbeschaffung. Die Menschen, die sich in der Transition-Town-Bewegung engagieren, sind sich bewusst: «Stunden alle LKW plötzlich still, wären nach nur vier Tagen alle Supermärkte leer». Anstatt sich bei der Lösung der dringenden ökologischen und wirtschaft-

lichen Probleme auf die globale Elite der Politiker zu verlassen, beginnen sie ihren Alltag gemeinschaftlich zu organisieren – auch um gegen den unausweichlichen Peak Oil besser gewappnet zu sein. Einen solchen Erdöl-Schock erlebte Kuba nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Hier zeigt der Film, wie aus einer Notsituation heraus ein postindustrielles Agrarmodell entstanden ist. Ausgangspunkt war das Ausbleiben von Öl-, Chemikalien- und Maschinenlieferungen nach dem Zerfall des Ostblocks, was die damals exportorientierte Agrarindustrie Kubas in eine Krise stürzte. Um die eigene Bevölkerung ernähren zu können, wurde die Landwirtschaft in Richtung einer ökologischen, stark diversifizierten Produktion für den Binnenbedarf umstrukturiert. In La Havana gibt es heute beträchtliche Anlagen, wo mit den Ansätzen der Agrarökologie eine Form von Urban Farming betrieben wird. Die Stadt mit mehr als 2 Millionen Einwohnern bezieht 70% ihres Gemüsebedarfs aus der Stadt selbst.

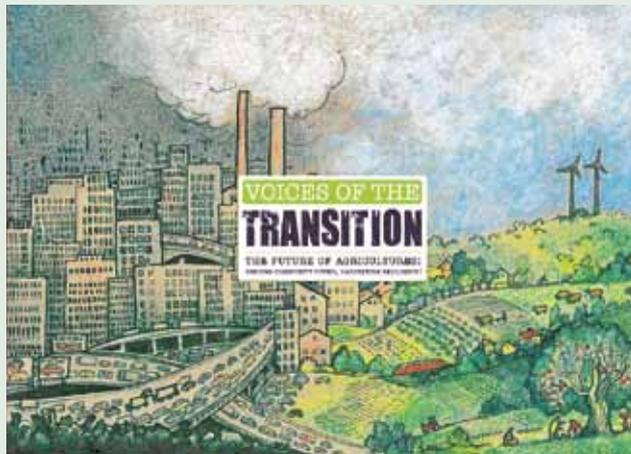
«Voices of the Transition» wird in einigen Programmkinos gezeigt werden und ab April als DVD erhältlich sein. Der Erlös aus dem DVD-Verkauf kommt dem Verein «Milpa Films» zugute und soll für ein nächstes Filmprojekt verwendet werden.

© Milpafilms



Randenernte auf der Leigh Court Farm in Bristol.

Bild: Sylvie Pécherat



Idealismus aus der Kellerbude

Interessant ist aber auch der persönliche Hintergrund von Nils Aguilar. Als Franzose in Deutschland aufgewachsen, kam er gemäss eigenen Angaben durch die Tristesse beim schieren Anblicken von Monokulturlandschaften zur Einsicht, dass in der heutigen Landwirtschaft etwas grundlegend schief läuft. Ein Schlüsselereignis für ihn war das Miterleben grausamer Menschenrechtsverletzungen, die er als «unausweichliche

Wie steht es um den Sonntagsbraten?

Konsequenz der kapitalistischen Verwertungsmaschinerie» wertete: 2005 traf er im nördlichen Argentinien auf eine Gruppe von Indigenen, «die grün und blau geprügelt worden waren, und deren Siedlung plattgewalzt worden war, um sie zu zwingen, ihr freies Leben und ihre Kultur aufzugeben und ihre Wälder den expandierenden Tabak- und Rohrzuckerfirmen zu überlassen». Auf die Idee eines Dokumentarfilms kam Nils schliesslich, nachdem er das Buch «Über den Boden, die Erde und die Felder» des Mikrobiologen Claude Bourguignon gelesen hatte. Darin geht es um die noch viel zu wenig ergründete Komplexität der «Haut unseres Planeten»: Laut Bourguignon hinge unser aller Überleben davon ab, ob wir es schaffen werden, die Humusschicht zu konservieren und aufzubauen, statt sie weiterhin der Erosion preiszugeben. Diese Problematik und positive Antworten darauf wollte Nils unter die Leute bringen – in Form eines Dokumentarfilms, weil «Bilder eine textliche Botschaft bekanntlich gut unterstützen».

Unterstützung finanzieller Art erhielt der autodidaktische Filmer u.a. vom französischen Jugendkulturprojekt-Fonds «Défi Jeunes». Als Träger des Films fungiert der von Nils eigens dafür gegründete Verein «Milpa Films». Trotz der finanziellen Beiträge wurde das Geld zu einem persönlichen Problem für den ehrenamtlich Arbeitenden: «Am Anfang konnte ich noch von meinem Studienstipendium zehren, am Ende musste ich in eine Kellerrube ziehen». Ohne die ehrenamtliche Mitarbeit vieler Freunde wäre der Film nicht zustande gekommen. «Sie kommen aus aller Herren Länder (Kuba, Italien, Kanada, Deutschland, Frankreich, Spanien, USA, Belgien, Argentinien usw.) und sind der Beweis dafür, wie stark, wie solidarisch und wie gut die internationale Vernetzung der Permakultur/Transition-Bewegung ist». ●

Thomas Gröbly. «Die Kuh ist der Klimakiller Nummer 1». Dieses Ergebnis einer Studie wurde von vielen Zeitschriften südenbockmässig aufgenommen. Was bei den Kühen vorne und hinten herauskommt, heizt den Planeten auf. Dieses Pauschalurteil führte dazu, dass den KonsumentInnen empfohlen wurde, auf Rindfleisch zu verzichten und stattdessen Hühner- und Schweinefleisch zu essen. Anita Idel widerlegt die «Kuh = Klimakiller»-These fundiert und anschaulich. Sie sieht das Rind vielmehr als den «globalen Landschaftsgärtner», welcher zum Klimaschutz beitragen kann. Rinder sind nur dann «Klimakiller», wenn sie mit Soja aus industrieller Landwirtschaft aus Übersee gefüttert werden. In diesem Fall besteht tatsächlich eine schlechte Klimabilanz. In der industriellen Landwirtschaft wird die Kuh «vom genialen Graser zum schlechten Futtermittel» gemacht. Zudem braucht es zur synthetischen Herstellung von Dünger für die grossen Kraftfutter-Monokulturen viel Energie. Und schliesslich setzt der Kunstdüngereinsatz Lachgas aus dem Boden frei, das 295-mal klimaschädlicher als CO₂ ist.

Weiter kritisiert Anita Idel den «Industrieblick», der die Landwirtschaft nur als Verursacherin, nicht aber als Speicherin von Kohlenstoff sieht. Es wird nicht das ganze System in den Blick genommen. So wird der Irrtum verbreitet, dass eine Kuh mit 10000 Liter Jahresleistung klimafreundlicher sei als zwei Kühe mit je 5000 Liter. Anita Idel widerlegt auch diese These, indem sie aufzeigt, dass in einer Gesamtbilanz die Graskuh besser abschneidet. Sie erinnert daran, dass 40% des Landwirtschaftslandes weltweit Grünland ist, und dass jeder Umbruch von Weideland etwa 60% des im Humus gespeicherten

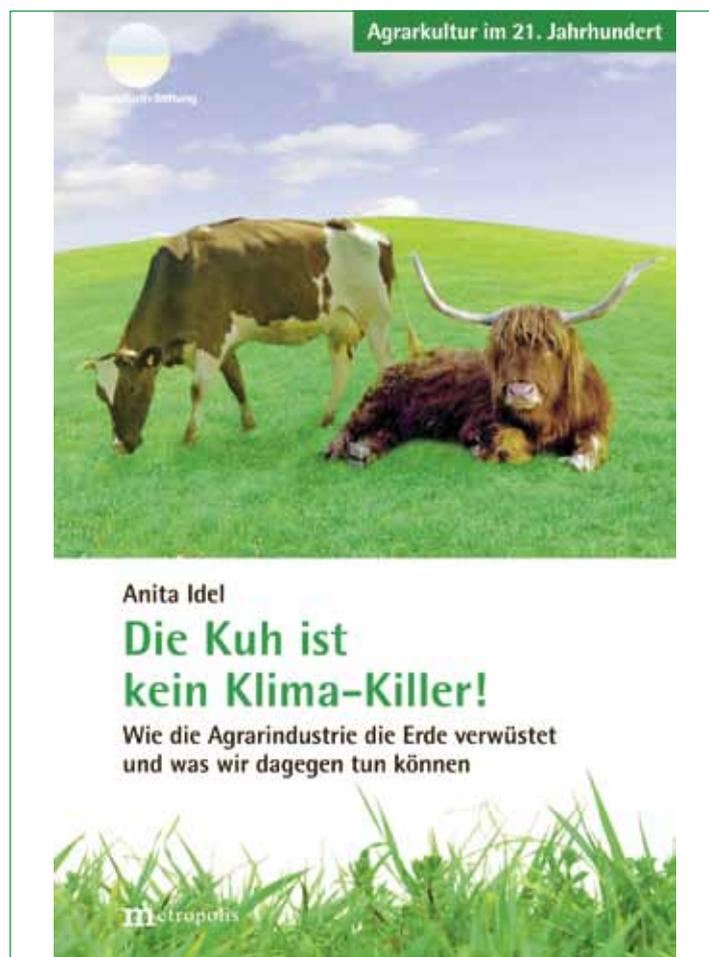
Kohlenstoffs freisetzt. Wenn man nun noch berücksichtigt, dass mehr als ein Drittel der landwirtschaftlichen Fläche für Futter gebraucht wird und 40% der gesamten Getreideernte verfüttert wird, dann liegt der Grund für die schlechte Klimabilanz nicht bei den Kühen, sondern bei der Agrarpolitik, der Forschung und den Bauern.

Gras gibt es nur, wenn es Graser hat. Die mit Gras gefütterte Kuh ist also die Grundlage jeder Kreislaufwirtschaft in der Landwirtschaft. Und nur diese Kreislauf-Landwirtschaft hat Zukunft, wie es schon der UNO-Weltagrabericht belegt hat. Die Gras-Kuh ist unglaublich effizient und hilft, den Humus aufzubauen und damit das Klima zu schützen.

In einem zweiten Teil berichtet die Autorin von historischen und aktuellen Beispielen in der Rinder-

haltung. Da geht es etwa um die Käserei von Maria Meyer und Martin Bienerth in Andeer, um Mutterkuhhaltung, alte Rassen, Rinderflüsterer oder Naturschutz mit Robusttieren. Anita Idel hat ein engagiertes Plädoyer für die Kuh und das Grünland geschrieben. Diese Rehabilitation der Kuh ist eine Pflichtlektüre für alle Agrarpolitiker, Bäuerinnen, Konsumenten und Agronominen. «Wir haben es in der Hand, die Fruchtbarkeit der Erde zu fördern und das Klima zu entlasten: Veggie-Day und Sonntagsbraten aus nachhaltiger Produktion. Wir haben nur eine...». ●

Anita Idel (2010): Die Kuh ist kein Klima-Killer! Wie die Agrarindustrie die Erde verwüstet und was wir dagegen tun können, Metropolis-Verlag, Marburg.



Was geht uns die Finanzkrise an?

Im zweiten Teil des schriftlichen Interviews zur Finanzkrise erläutert Hans Bieri die Falschheit der Freihandelsideologie und den Grundwiderspruch zwischen der aktuellen kapitalistischen Wachstumsgesellschaft und einer anzustrebenden Bedarfsdeckungswirtschaft. Er geht auch der Frage nach, wie sich Bauern und Konsumentinnen im heutigen Kontext zukunftsweisend organisieren können.

Werner Scheidegger. *Stichwort Freihandel: Die Befürworter reden von grossen Chancen für den Export und von günstigeren Preisen für die Konsumenten. Die Gegner befürchten das Ende einer eigenen Landwirtschaft und der Lebensmittel verarbeitenden Industrie in der Schweiz. Letztere würde wohl ihre Arbeitsplätze in die Herkunftsländer der von ihr benötigten Rohstoffe verlegen. Dort sind auch die Löhne tiefer. Was bleibt uns unter dem Strich?*

Hans Bieri: Kurzfristig würden die Preise etwas günstiger wegen des Imports. Wenn jedoch die Schweizer Landwirtschaft beseitigt wäre, würden sich die Preise nach oben anpassen, weil der Handel immer die vorhandene hohe Kaufkraft – solange sie da ist – professionell abschöpft. Beim Bier haben wir ja gesehen, wie das läuft. Am Schluss ist das importierte Bier teurer als unser vorher einheimisch hergestelltes. Die 0,5% bzw. 2 Milliarden Franken, welche die Konsumenten bei Einführung des Agrarfreihandels dann für weiteren Konsum im Nichtnahrungsmittelbereich zur Verfügung hätten, würden grösstenteils vom Handel abgeschöpft. Rechnet man die verlorene Qualität und die verlorene Lebensmittelsicherheit mit ein, so ist es für die Konsumenten ein klares Verlustgeschäft. Die Nahrungsmittelindustrie kann sich unterschiedlichen Rohstoffpreisen besser anpassen, als sie immer behauptet. Aber sie braucht einen Markt, in dem sie wachsen kann. Die Herkunft «Schweiz» ist auch ihr Verkaufsargument, obwohl die Rohstoffbeschaffung immer mehr auf einem anderen Blatt geschrieben steht.

Wir Konsumenten leben von gesunden Lebensmitteln, die uns aus unserem Lebensraum sicher zur Verfügung stehen. Deshalb ist unser «Geschäftsinteresse» ein anderes als dasjenige der verarbeitenden Industrie, welche mit Markenprodukten wachsen muss. Durch die Strommarktliberalisierung und die daraus folgenden Energiepreisaufschläge wird auch deutlich, dass «Öffnung» nicht immer «billi-

ger» bedeutet. Es geht bei der Abwägung, ob die Ernährung nicht mehr geschützt werden sollte, immer um Stabilitätspolitik – und nicht um «Abschottung», wie gewisse Meinungsmacher aus dem finanzwirtschaftlichen Bereich unermüdlich behaupten. Stabilitätspolitik ist ein wichtiger Teil der Industriepolitik. Unsere Politiker unterschätzen diese Probleme. Beim Verkauf des Nationalbankgoldes haben sie bereits leichtfertig grossen Schaden angerichtet. Es wäre an der Zeit, Politik und vor allem Stabilitätspolitik gewissenhafter zu betreiben.

Es scheint immer unwahrscheinlicher, dass die Landwirtschaft von der WTO ausgeklammert wird. Das würde Freihandel nicht nur mit der EU, sondern mit der ganzen Welt bedeuten. Zwar beklagen die Hilfswerke, dass diese Strategie das Gegenteil dessen bewirkt, was als Rechtfertigung propagiert wird, nämlich dass die armen Länder im Süden immer noch ärmer werden. Warum nimmt das niemand ernst?

Weil sich am Kolonialismus im Grunde nichts geändert hat! Zur Art und Weise, wie derzeit die Medien über Ägypten berichten, setze ich einige Fragezeichen. Erstens beruhen die Revolten auf der Vervielfachung des Brotpreises in den letzten Monaten. Und diese Volatilität der Rohstoffpreise hängt mit der US-amerikanischen Geldpolitik zusammen, welche den US-Dollar künstlich verbilligt und somit die Rohstoffteuerungen auslöst.

Als man vor 50 Jahren im Maghreb versucht hat, sich vom Kolonialismus zu befreien, wurden zum Beispiel in Algerien die «villages agricoles» zu verwirklichen versucht. Durch eine grundlegende Reform des ländlichen Raumes wurde beabsichtigt, die Basis für die zukünftige wirtschaftliche und politische Eigenständigkeit zu legen. Dies hätte nicht nur die Ernährung in diesen Ländern viel sicherer gemacht, es hätte auch eine Binnenentwicklung im Bereich Gewerbe und Industrie ermöglicht, welche einerseits die Bevölkerungs-

entwicklung verlangsamt und andererseits die heutige Arbeitslosigkeit vermieden hätte. Nun, was ist seit Nasser geschehen? Wie hat man das damals Erdöl exportierende Land Ägypten an strategisch günstiger Lage zu einem abhängigen Vasall gemacht? Mit Kriegen, Rüstungsgeschäften und Nahrungsmittelhilfen wurde in diesen Kolonien nach der formellen Befreiung eine Situation geschaffen, in der die Erdölausbeutung nicht zum volkswirtschaftlichen Aufbau genutzt wurde, sondern zur Bezahlung von Rüstungsgeschäften und zur Schaffung innerer partieller Luxusmärkte. Gleichzeitig wurde die vom Land in die Grossstädte abgewanderte Bevölkerung immer mehr von Nahrungsmittelhilfe abhängig und ihrer Entwicklungsmöglichkeit beraubt. Anstatt das Land zu entwickeln, wurde eine für die USA einträgliche Situation geschaffen. Sicher sind die Völker in den ehemaligen Kolonien von ihren Politikern schwer enttäuscht – aber nicht nur von ihnen. Seit der Hungerkrise und der einsetzenden Spekulation auf den Agrarrohstoffmärkten als Folge der Deregulierung hat die «Dritte Welt» definitiv gemerkt, dass allen voran die USA es nicht ehrlich meinen mit einer globalen Handels- und Währungsordnung auf der Basis des gegenseitigen Vorteils, der internationalen Solidarität und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Ähnlich ging früher das britische Empire mit Indien um, wie uns Vandana Shiva vor ein paar Jahren am Bio-Gipfel in Erinnerung rief. Argentinien ist ein weiteres Beispiel: Durch die Schuldenkrise in den 1990er Jahren verhungerten dort Menschen, und dies in einem Agrarland! Und bei der kürzlichen Finanzkrise haben die westlichen Staaten zur Rettung der Banken Unmengen an öffentlichen Geldern gesprochen. Die Finanzkrise hat vieles verändert, aber die Lehren aus diesem enormen Krisenvorgang in Politik und Wirtschaft werden nicht gezogen.

Weil ein Markt auf der Basis des gegenseitigen Vorteils unter den heutigen Machtverhältnissen unerreichbar bleibt, wird diese Finanz-

krise in vielen Staaten zu einer neuen Sicherheitspolitik führen. Die Länder der «Dritten Welt» lassen sich nicht länger auf den angeblichen komparativen Kostenvorteil landwirtschaftlicher Lieferungen festlegen, der ihnen nichts einträgt. Sie erringen zunehmend komparative Kostenvorteile im Industrie- und Dienstleistungssektor. Bevölkerungswachstum, wachsender Konsum und Ressourcenknappheit ziehen bereits globalen Landerwerb durch diese Länder nach sich – zur Ernährung ihrer wachsenden Bevölkerung.

Und warum ändert sich am Kolonialismus nichts? Wegen des Wachstumszwangs, der in unserem Wirtschaftssystem institutionell angelegt ist und seit dem Imperialismus zur Expansion drängt. Wer einen Entwicklungsvorsprung aus dieser Zeit hat, ist nicht bereit, diesen aufzugeben, bis zu seinem Untergang.

Die Befürworter des Freihandels versprechen den Konsumenten tiefere Preise und beklagen die «Hochpreisinsel» Schweiz. Nur: Reichen tiefere Preise auf Lebensmitteln, um dieses «Inseldasein» zu beenden? Müssten dann logischerweise nicht auch gewisse Dienstleistungen und Investitionsgüter günstiger zu haben sein (z. B. Medikamente, Zahnarztbehandlungen, Maschinen usw.) und/oder die Löhne sinken?

Wirtschaftliche Leistung, Löhne und Preise hängen zusammen. Deshalb sind hohe Löhne kein Gebrechen, sondern eben der Lohn für hohe Leistungserträge der Wirtschaft. Hohe Löhne berechtigen dazu, mehr zu konsumieren, weil die Volkswirtschaft höhere Leistungen erbringt. Hohe Löhne sind für Volkswirtschaften mit hohen Leistungserträgen ein Muss. Vom Nichtstun und dem Schliessen der Grenzen resultieren keine hohen Löhne. Das sollte jedem einleuchten. Aber die Behauptung, die im Vergleich zum EU-Durchschnitt höheren Preise in der Schweiz seien eine Folge der Schweizer Grenze, ist Geschwätz. Man sieht es in Deutschland. Dort hat man die Löhne gedrückt mit dem Ergebnis, dass Deutschland noch konkurrenzfähiger wurde, der Exportüberschuss noch grösser wurde. Nun muss Deutschland dabei helfen, die Defizite der wirtschaftlich schwächeren Länder auszugleichen bzw. zu bezahlen. Macht das etwa Sinn? Dazu kommt, dass dieser Finanzausgleich in Währungsgrossräumen die Staaten zur Preisgabe ihrer politischen Souveränität zwingt. Für die BürgerInnen bzw. für alle, denen es in der Wirtschaft um die Deckung der Bedürfnisse in einem fortschreitenden Kultur-

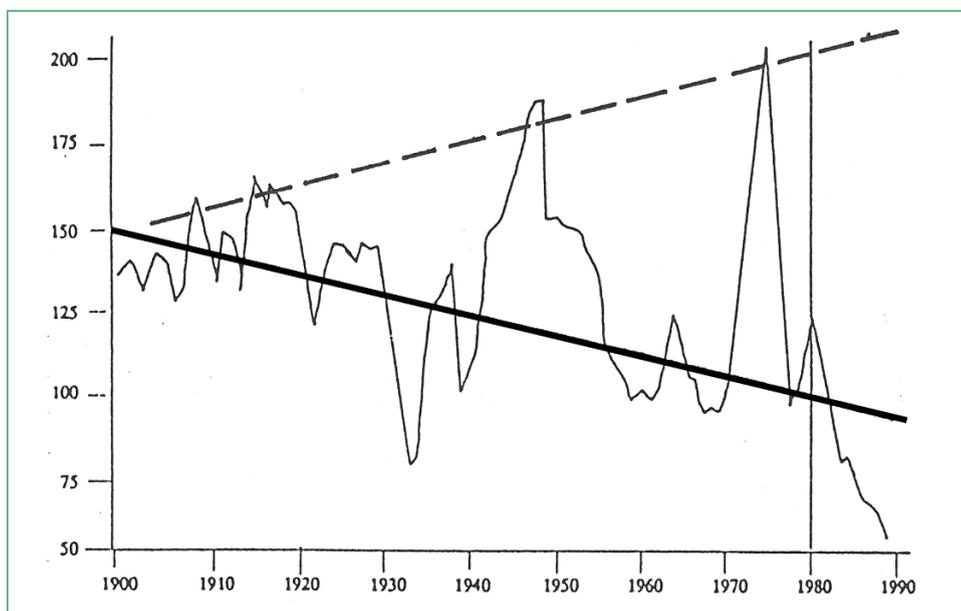


prozess geht, ist es ein Rückschritt. Für die Hochfinanz ist es ein weiterer Schritt in der Durchsetzung ihres Interesses, die Bedingungen der Kapitalverwertung zu verbessern. Zudem: Die im Vergleich zum EU-Durchschnitt höheren Preise in London, New York, Frankfurt, Paris, Lyon, Mailand usw. sind nicht auf Landesgrenzen zurückzuführen. Man bedenke auch Folgendes: Als Folge der griechischen Schuldenkrise wird gefordert, Deutschland müsse die Löhne erhöhen, um den Handelsbilanzüberschuss zu dämpfen. Auch in der Schweiz haben wir einen Handelsbilanzüberschuss. Also müssten wir ja die Löhne eher erhöhen, denn wenn wir die Löhne und die inländischen Preise senken, wird der Handels-

bilanzüberschuss, den wir in Zukunft zunehmend werden abliefern müssen, noch grösser.

Die Landwirtschaft hat sich bisher ziemlich geschlossen gegen einen Beitritt zur EU ausgesprochen. Wenn wir deutsche oder österreichische Bauern nach ihrem Befinden fragen, sagen sie in der Regel: «Seid froh, dass ihr nicht drin seid». In letzter Zeit hört man wieder vermehrt Stimmen, die unserem Alleingang die Zukunftsfähigkeit absprechen. Was spricht aus Sicht der Landwirtschaft dafür und was dagegen?

Für einen Beitritt zur EU spricht aus landwirtschaftlicher Sicht gar nichts. Das höhere Kostenumfeld für die Schweiz würde bestehen



Einer sinkenden Tendenz der Weltmarktpreise für Agrargüter im 20. Jahrhundert stehen steigende Preisausschläge gegenüber. Diese Situation ist instabil und zeigt, in welchem Ausmass die Preise nach oben kippen könnten.
Quelle: K. Anderson, 1987

bleiben. Übrigens gibt es auch in der EU sehr grosse Unterschiede: Die Löhne, die Mietzinsen, die Bodenpreise und der Preis eines Hamburgers sind in Rumänien ein Bruchteil der in Westeuropa bezahlten Preise.

Neu ist, dass die schweizerische Nahrungsmittelindustrie in die EU will. Diese fühlt sich inzwischen stark genug. Die Nahrungsmittelindustrie muss wachsen können. Deshalb ist sie an offenen Grenzen und am Agrarfreihandel interessiert. Letztlich geht es aber um das Ernährungskonzept und um die Frage der nachhaltigen Ernährung. Für den Konsumenten bedeutet die Fähigkeit, sich aus der eigenen Umgebung ernähren zu können, Sicherheit und Lebensqualität. Im Grunde genommen stehen sich hier «Wachstumswirtschaft» und «nachhaltige Bedarfsdeckungswirtschaft» gegenüber.

Welche Möglichkeiten bleiben der einzelnen Bauernfamilie, sich trotz offeneren Grenzen zu behaupten?

Die Bauern haben das Land, die Gebäude und das Wissen. Das sollten sie unbedingt bewahren. Durch vorläufigen Zuerwerb sollten sie gewisse Engpässe überbrücken, wenn es nicht anders geht. Es gibt keine sicherere Wartestellung als die der Bauern! Das zeigt sich etwa an der Entwicklung des Weltmarktgetreidepreises von 1900 bis 1990 (vgl. Grafik). Seit 2007 weist der Getreidepreis wieder Schwankungen auf, die aber noch im Tiefpreisbereich liegen. Die Frage ist, ob der Getreidepreis grundsätzlich und bleibend wieder ansteigt. Wenn man diese Darstellung über die Jahrzehnte betrachtet, kann

man eine Preissteigerung feststellen, die bereits vor Jahrzehnten eingesetzt hat.

Aber die Bauern sollten sich nicht allein auf die Rohstoffpreise verlassen. Wir haben an der Expoagricole 2002 gezeigt, dass eine intensivere Kooperation der Bauern mit den Konsumenten die Basis für eine zukünftige breite Versorgung der Bevölkerung aus einheimischer Produktion bilden wird. Die Preise müssen dann so hoch sein, dass die Bauern ihre Kosten decken können. Dabei werden die Gesundheit der Ernährung und die Reduktion der zurzeit enormen Krankheitskosten auch Themen sein. Die industrielle Nahrungsmittelproduktion kann die für unseren Körper vitale gute Lebensmittelqualität unter Einhaltung der Nachhaltigkeit in der Produktion der Lebensmittel nicht bieten.

Ein ausgebauter Regelkreis zwischen den Bauern als Lebensmittelproduzenten und den Konsumenten, die erkennen, dass sie mit ihrem Kaufentscheid ihre zukünftige Versorgung beeinflussen, führt zum mündigen Konsumenten. Eine starke Wirtschaftsgemeinschaft zwischen Bauern und Konsumenten kann auch offene Grenzen überstehen. Wenn aber eine solche Kooperation noch zu schwach ist, braucht es weiterhin den Grenzschutz.

Es gibt Stimmen, die voraussagen, dass der grosse Crash erst noch kommt, dass dabei Ersparnisse und Renten verloren gehen könnten, und wir wieder ganz von vorne anfangen müssen, was immer das auch heisst.

Was ist davon zu halten, und welche Möglichkeiten der Vorsorge haben wir?

Ja, ich sehe das auch so. Die Mächtigen liebäugeln zwar mit einer «kontrollierten» Inflation. Sie wollen ihre Gewinnansprüche bzw. das Finanzblasenwachstum nicht beschränken, und damit enteignen sie weiter die Rentner und Sparer. Das ist aber ein Spiel mit dem Feuer. Wird es eine Inflation geben, werden die Kapitalvermögen der kleinen Leute und die Schulden der Grossen vernichtet. Wird es eine Deflation geben, kommt es zu einer gewaltigen Eigentumskonzentration, was wiederum im Interesse der Mächtigen dieser Erde liegt. Hans Christoph Binswanger plädiert deshalb für eine Mässigung der Gewinnansprüche bzw. für die Umwandlung der Aktiengesellschaften in Stiftungen. Zudem fordert er die Beschränkung des Geldes auf sogenanntes Realgeld. Es soll also nur soviel Geld im Umlauf sein, wie es dem realen Wert von Gütern und Dienstleistungen auch entspricht. Dies würde die private Vermögens- und Schuldenentwicklung mässigen. Dann müsste aber noch die Frage geklärt werden, wie wir innerhalb einer endlichen Umwelt mit immer weniger nichterneuerbaren Ressourcen ein stabiles Auskommen erwirtschaften können, bzw. wie wir mit immer weniger Arbeit, Rohstoffen und Energie die benötigten Konsumgüter herstellen können. Ein solches Szenario erscheint heute nur deshalb nicht realistisch, weil dabei die Kapitalvermögen nicht mehr im bisherigen Ausmass wachsen könnten. Hier liegt das Hauptproblem: Eine nachhaltige Wirtschaft, welche die Natur schont und die Bedürfnisse deckt, ist möglich – aber sie kann die masslose Äufnung der Geldkapitalvermögen nicht mehr bedienen. Die Politik muss daher lernen, sich gegen die Banken durchzusetzen.

Wirtschaften sollte nicht die Vermehrung von privatem Geldkapital zum Ziel haben, sondern in erster Linie eine möglichst gute Versorgung aller Menschen. Mit unserem Wissen und unserem Verstand sollte der Naturverbrauch reduziert und sollten die gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten maximiert werden. Wir brauchen mehr gemeinschaftliche Einrichtungen, um unser Leben und unsere Wirtschaft weitgehendst selber bestimmen zu können. Bauern und Konsumenten können zusammen die Ernährung selbst gestalten und sichern. Das wäre ein erster praktischer Schritt hin zu einer nachhaltigen Wirtschaft, die in zahlreichen Initiativen auf örtlicher Ebene ja schon begonnen hat.

Die Verbauung unserer Landschaften stoppen!

Der Geschäftsleiter der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz erläutert Kontext und Forderungen der Landschaftsinitiative.

Raimund Rodewald. Es war einmal ein Bauer, der verkaufte seinen Grund und Boden und ging mit dem Erlös von 2 Mio. Franken auf die Bank, um das Geld gewinnbringend anzulegen. Dort sagte man ihm, Obligationen brächten sehr wenig Zins, Aktien seien risikoreich, und der Goldpreis schwanke sehr. Es sei am besten, er würde das Geld in den Boden investieren. Dieser Witz zeigt, dass die Investition in den Boden die Kapitalanlage schlechthin ist. Wer Eigentum an Boden besitzt, der hat auch Macht (Faust). Wer im Mittelalter Boden besass, konnte über die Nutzung befehlen und damit an der Arbeit anderer verdienen. Der Faktor Geld war nichts anderes als ein Tauschmittel für Arbeit. Geldausleihe und Zinsen waren offiziell verboten. Es galt die Devise, wie sie Thomas von Aquin vertrat, dass ein Jeder nur soviel Geld anhäufen dürfe, wie er auch Arbeit verrichten konnte; seine Arbeitsleistung, seine Ressourcen, wie der nutzbare Boden, waren sein Kapital. Geld war eine gegenüber dem Kapital fast unwesentliche Grösse. Diese Zeiten sind vorbei. Längst hat sich der Geldmarkt vom Arbeitsmarkt abgespalten, ökonomisch wie auch sozial. Wenn nun die Geldanlage im eigentlichen Finanzmarkt (Börse) nicht mehr lukrativ genug ist, wird der Boden als Parkierungsfläche für überschüssiges Geld hoch attraktiv. Lässt sich Geld nicht mehr in Boden umwandeln, so verliert es unweigerlich an Wert.

Das Versagen der Raumplanung

Die Raumplanung hätte die Aufgabe, das Angebot an Bauzonen so einzugrenzen, dass die Landschaft und das Kulturland geschont bleiben. Sie konnte bislang diese Aufgabe nicht wirkungsvoll erfüllen (und sollte dies wohl auch von Anfang an nie). Es ist kein Zufall, dass der Bodenrechtsartikel in der Verfassung 1969 gleichzeitig mit dem Schutz des Eigentums aufgenommen wurde. Man wollte damals zwar, dass der Staat in den Bodenmarkt eingreifen kann, doch gleichzeitig sollte das Eigentumsrecht umfassend geschützt werden. Zahlreich sind die Studien, die das Versagen

der Raumplanung bestätigen. Selbst Avenir Suisse kommt in ihrem Kantonsmonitoring zur Raumplanung zu einem klaren Fazit: «Das wohl bedeutendste Vollzugsdefizit betrifft die Dimensionierung der Bauzone. Viele Kantone und unzählige Gemeinden verstossen teilweise massiv gegen die 15-Jahres-Regel¹ des RPG. Auf Gemeindeebene sind die Vollzugsdefizite teilweise so eklatant, dass die Grenze zur Illegalität überschritten wird – allerdings häufig, ohne dass dies Sanktionen zur Folge hätte».

Kulturland schützen

Bei gleichbleibendem Siedlungswachstum, das notabene weitgehend auf Kosten des Kulturlandes erfolgt, würde die Schweiz in 380 Jahren überbaut sein! Dies wollen wir mit der Landschaftsinitiative verhindern. Die von der SL angedachte Landschaftsinitiative will zwei erhebliche Schwächen der heutigen Raumplanung ausmerzen und fordert:

1. Verlagerung der Kompetenzen über die Bauzonenausscheidung zu den Kantons- und Bundesbehörden;
2. Plafonierung der heutigen Bauzonen für 20 Jahre, um den Kulturlandverlust zu stoppen und die Verlagerung der Bauentwicklung nach innen zu erreichen.

Der durchschnittliche Anteil von 20% noch nicht überbauter Bauzonereserven genügt für zusätzlich rund 2 Mio. Einwohner oder bei gleichbleibendem Bevölkerungszuwachs für etwa vier Jahrzehnte! Die Forderung der Landschaftsinitiative nach einer 20-jährigen Plafonierung der Bauzonen ist daher keineswegs radikal – sie zieht keinen totalen Einzonungsstopp nach sich. Doch soll jede Einzonung mit einer Auszonung ändern-



Neue Einfamilienhäuser statt Heuwiesen?

orts kompensiert werden. So werden die Kantone angehalten, überdimensionierte und schlecht gelegene Bauzonereserven zugunsten der Entwicklungsschwerpunkte in den Agglomerationen und ländlichen Zentren abzubauen. Als wichtigstes Instrument dient hierfür die Mehrwertabschöpfung, die bei einer Ein- oder Aufzonung fällig und zur Finanzierung allfälliger Entschädigungen von Rückzonungen oder für die qualitätsvolle Siedlungsverdichtung verwendet würde. Gelingt es nicht, einerseits das Kulturland ebenso zu schützen wie den Wald, und andererseits die Siedlungsentwicklung konsequent nach innen zu richten, so entziehen wir der heimischen Landwirtschaft im wahrsten Sinne den Boden. Die Landschaftsinitiative zu unterstützen, bedeutet daher ein klares Votum für die bodenbewirtschaftende Landwirtschaft in unserem Land. Der Bundesrat will das Ziel der Landschaftsinitiative mit einem Gegenvorschlag erreichen. Uns genügen aber nur wirklich griffige und umsetzungstaugliche Massnahmen, und dazu bietet die Landschaftsinitiative die beste Sicherheit. ●

Die **Stiftung Landschaftsschutz Schweiz (SL)** verfolgt seit ihrer Gründung 1970 als unabhängige Organisation rein ideelle Zwecke und greift landschaftlich relevante Themen frühzeitig auf. Die SL engagiert sich in konkreten Projekten, schaut als Anwältin der Landschaft genau hin und fordert die Reduktion des hohen Bodenverbrauchs. Auf diese Weise verleiht sie der Landschaft eine Stimme. <http://www.sl-fp.ch/>

¹ Die 15-Jahres-Regel besagt, dass Gemeinden ihre Bauzonen nur für maximal 15 Jahre dimensionieren dürfen. Viele Gemeinden haben aber Bauzonereserven, welche diesen Zeithorizont bei weitem überschreiten.

Erreicht die Landschaftsinitiative ihr Ziel?

Gut gemeint, aber mit schwerwiegenden Tücken. Hans Bieri betrachtet die Landschaftsinitiative und die Zersiedelung aus dem Blickwinkel der ökonomischen Wachstumslogik – und kommt zum Schluss, dass die Initiative hinsichtlich eines effektiven Schutzes des besten Ackerlands kontraproduktiv ist.

Hans Bieri. Wer kennt nicht die periodisch wiederkehrenden Emotionen über den Kulturlandverlust, die Kritik an der Raumplanung, die Polemiken über das Versagen der Beteiligten. Dann die Ratschläge: Das Bauland sei halt immer noch zu billig, man müsse in die Höhe bauen, auch das Erdöl müsste nur verteuert werden, dann verleide es den Leuten schon, in solchen Massen herumzufahren und die Strassen zu verstopfen. Alles sei eine Frage von Angebot und Nachfrage. Der letzte Schrei: die Verteuerung der öffentlichen Verkehrsmittel als Massnahme gegen überfüllte Züge, Streichung der Pendlerabzüge bei den Steuern usw. Frau Bundesrätin Leuthard sagte letztthin, man müsse den Pendlerverkehr verteuern, die Pendlerbewegungen einschränken, die Leute sollten wieder vermehrt dort wohnen, wo sie arbeiten. Und mit völlig unzulässigen Vereinfachungen informierte sie über das neueste «Raumkonzept Schweiz»: Die Raumplanung sei zu «kleinräumig», und «wir müssen beginnen, überregional zu denken und zu planen». Stimmt, wir müssen beginnen zu denken!

Wachstum und Verkehr

Zurück in die Realität: Im Kanton Zürich hat man vor 20 Jahren das S-Bahn-Konzept realisiert, um den wirtschaftlichen Grossraum mit schnelleren Verkehrsverbindungen zu er-

schliessen. Es ist dadurch das passiert, was beim Ausbau von Verkehrsanlagen immer passiert: Die Siedlungsentwicklung der «Greater Zurich Area» hat sich massiv beschleunigt. Im verkehrstechnisch besser erschlossenen Gebiet liessen sich mehr Firmen mit Arbeitsplätzen und folglich mehr Menschen nieder. Die Wirtschaft wuchs. Das Verkehrskonzept S-Bahn plus Autobahnen hat den Metropolitanraum Zürich also erst eigentlich geschaffen. Autobahnen und Züge füllen sich immer mehr, weil ein Siedlungsgrossraum mit wachsender Bevölkerungszahl logischerweise mehr Verkehrsbewegungen erzeugt. Und je mehr Gross-Zürich wächst, je mehr Leute sich dort ansiedeln und arbeiten, desto voller sind die Autobahnen und die Züge. Dadurch werden Kapazitätsgrenzen sichtbar, die auf die Grenzen des Wachstums verweisen.

Doch die Politik denkt anders. Sie wirft den Leuten vor, dass sie zur Arbeit fahren! Sie will den Leuten nahe legen, sie sollten gefälliger dort wohnen, wo sie arbeiten. Das würde heissen, dass an den Arbeitsplatzzentren neuer Wohnraum geschaffen werden müsste, der nur mit Hochhäusern realisiert werden kann. Hochhäuser konzentrieren mehr Menschen pro Fläche. Damit steigt auch die Versorgung und Entsorgung pro Fläche. Die erwünschte Entspannung tritt nicht ein: Es braucht immer mehr Verkehrswege, und diese bleiben auch bei

achtspurigen Autobahnen oder einem weiter ausgebauten S-Bahnnetz weiter überfüllt. Oder aber die Arbeitsplätze werden in die Peripherie dezentralisiert, was neues Wachstum in die Fläche fördert, sodass sich Metropolen wie Zürich, Basel oder der Arc Lémanique und angrenzende Regionen zur flächendeckenden Agglomeration weiter ausdehnen. Bei all diesen Empfehlungen der Politik ist nur eines sicher: Die Schweiz wächst vorläufig weiter an Arbeitsplätzen und an Bevölkerung.

Nun will die Politik aus bestimmten Gründen nicht darüber reden, dass der Raum und der Boden endlich sind und dass die Raumplanung nicht darum herumkommen wird, sich der Frage dieser Kapazitäts- bzw. Wachstumsgrenzen zu stellen. Ebenso wird ausgeblendet, dass unsere Wachstumswirtschaft die Weltressourcen immer schneller verbraucht, auf Kosten der zukünftigen Generationen. Auch der Boden als Lebensgrundlage wird verbraucht.

Die Landschaftsinitiative und ihr Haken

Vor zwei Jahren haben die Verbände, die sich mit den Fragen der Nachhaltigkeit befassen, – aufgeweckt durch «Galmiz» – erkannt, dass der weiteren Verbauung und Zersiedelung der Schweiz ein Riegel geschoben werden muss. Die Landschaftsinitiative wurde lanciert.



Bild von Egerkingen/Oensingen. Hier werden trotz der Verlagerung der Industrieproduktion in Billiglohnländer die besten Böden für die Logistik und Versorgung der durch Einwanderung wachsenden Bevölkerung verbaut.

Kernstück der Initiative ist das sogenannte Bauzonenmoratorium. Danach sollen in den Kantonen während der nächsten 20 Jahre keine neuen Bauzonen mehr ausgeschrieben werden dürfen. Nun kommt aber der grosse Haken. Da die Initiative die Ursachen des Siedlungswachstums, d. h. die weitere Investitionstätigkeit der Wachstumswirtschaft, nicht einfach unterbinden kann, steigt der Druck auf Bauland weiter an. Dies führt zu einem Handel mit Bauzonenzertifikaten. Dabei werden Bauberechtigungen (Zertifikate) auf heute rechtsgültigen Bauzonen in den weniger guten Lagen der ländlichen Peripherie aufgekauft und dann in den gut erschlossenen Lagen der Zentren, angrenzend an die bestehenden Bauzonen, als neue Bauzonen angesetzt – auf Kosten der heutigen Landwirtschaftszonen mit den qualitativ besten Böden. Kurz: **Das noch nicht überbaute Land, angrenzend an die gut erschlossenen Lagen, wird schneller überbaut, und die besten Landwirtschaftsböden gehen dadurch noch schneller verloren.** Nach geltender Ordnung, in der Neueinzonungen durch Gemeindeversammlungen (zum Missfallen der Regierung) immer häufiger abgelehnt werden, gibt es bei der Überbauung der besten Lagen und der besten Böden immerhin noch gewisse Hindernisse. Dies zeigte in letzter Zeit etwa die Ablehnung von Neueinzonungen in der Umgebung von Bern durch die Stimbevölkerung.

Die Krux des Moratoriums

Das Moratorium erzwingt gewissermassen den Zertifikatshandel. Dieser lockt Privat-Equity-Gesellschaften an, die mit Risikokapital zu einer neuen Dynamisierung des Bauzonen- und Immobilienmarktes führen werden. Es sind denn auch Ökonomen neoliberaler Provenienz, welche den Zertifikatshandel vorschlagen. Im Angebot wären nicht überbaute Bauzonen von Gemeinden mit geringerer Standortqualität – also die überschüssigen Bauzonen, die wegen der schlechten, dezentralen Lage nicht genutzt werden. Diese dezentralen Lagen, die als Bauland ohnehin weniger nachgefragt und überbaut werden, würden von Zertifikathändlern aufgekauft und dann an Interessenten verkauft, die in gut erschlossenen Standorten die Bauzone erweitern möchten. Genau dieser Vorgang würde die Einzonung und Überbauung der besten Landwirtschaftsböden aber beschleunigen, da sich Letztere gerade auch in den für die Siedlungsentwicklung guten Lagen befinden. In der Logik des Zertifikatshandels muss der

Eigentümer eines Zertifikates einen Landeigentümer finden, der sein zentrumnahes Landwirtschaftsland an den Eigentümer des Zertifikates verkauft. Oder aber der Landeigentümer erwirbt das Zertifikat selbst und macht so sein zentrumnahes Landwirtschaftsland zu Bauland. Dabei muss noch die Umzonung des Landes von der Landwirtschaftszone in die Bauzone geregelt werden. Wenn der verkaufswillige Landeigentümer vom Eigentümer des Zertifikates nicht mindestens einen Baulanderwartungspreis erhält, wird er sein Landwirtschaftsland nicht verkaufen. Somit wird auch das Bauland, welches über einen Zertifikatshandel realisiert und eingezont wird, mit Sicherheit teurer sein als bei einer Baulandeinzonung nach bisheriger Praxis. Jemand muss die Gewinne der Investoren, die durch den Zertifikatshandel angelockt werden, ja auch bezahlen. Eine schnellere Überbauung des guten Landwirtschaftslandes und eine immobilienbedingte weitere Verteuerung der Lebenshaltungskosten in der Schweiz wären die Folgen. Die Schweiz würde noch mehr zum metropolitanen Dienstleistungszentrum, und die dezentrale Siedlungsstruktur der Schweiz, welche für die Realwirtschaft bislang ein sehr effizientes Netzwerk darstellte, würde noch mehr zerstört. Die Initiative verfehlt deshalb das Ziel der Nachhaltigkeit.

Wie die fruchtbaren Landwirtschaftsböden schützen?

Was folgt daraus? Boden ist keine Handelsware! Aber was nützt diese Erkenntnis, wenn die Pensionskassen ihr Geld anlegen müssen? Solange wir nicht alle sozialen Zusammenhänge zwischen Arbeitsleistung, Kapitalbildung, Löhnen, Gewinnen und Vermögensbildung, Geldschöpfung, Zins- und Geldpolitik in unsere Analyse mit einbeziehen und wieder den Mut aufbringen, die Wirtschaft so

umzugestalten, dass sie unseren Bedürfnissen dient, werden wir keinen Weg finden, unsere lebenswichtigen Ressourcen zu schützen. Es ist nicht möglich, in einer nicht nachhaltigen Wirtschaftsordnung den Boden zu schützen! Wir sehen demgegenüber kurzfristig ein anderes Vorgehen: Das gute Landwirtschaftsland im Bereich der noch nicht überbauten Bauzonen muss in seiner Qualität festgestellt und in den Gemeindeversammlungen geschützt werden. Das sieht die Bevölkerung immer deutlicher. Die Schweiz hat aus ökologischen Gründen nicht Raum für 10 Millionen Einwohner. Wie sich zeigt, haben die Kantone Zürich und Bern bereits zu wenig Fruchtfolgefleichen. Die Kantone kommen deshalb nicht darum herum, die besten Böden in den zu grossen, noch nicht überbauten Bauzonen für die Ernährung zu sichern. Das Bundesgericht hat sich anlässlich des Golfplatzes Bonstetten/Wettswil zugunsten der Erhaltung des Landwirtschaftslandes und gegen den Golfplatz ausgesprochen. Es hat aber klar gemahnt, dass die Bevölkerung den politischen Willen aufbringen muss, ihre Lebensgrundlagen zu schützen. Man sollte diese politische Willensbildung nicht immer wieder mit gezielten Falschinformationen beeinflussen, die da behaupten, es sei einzig der Wohnflächenbedarf pro Kopf, der an der Zersiedelung schuld sei. Massgebend ist vielmehr die Nettosiedlungsfläche insgesamt, also auch die Verkehrsflächen sowie die Arbeitsflächen der Industrie, des Dienstleistungssektors und der Verwaltung. Die Wohnfläche pro Person spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Siedlungswachstum und Bodenverbrauch hängen primär von der Bevölkerungszahl ab, und die ist mit dem Geburtenrückgang und der Zuwanderung eine Funktion der Wachstumswirtschaft. Auch wenn wir die grundlegenden Ursachen nicht sofort beheben können, müssen wir Massnahmen, die den Verlust der besten Böden beschleunigen anstatt bremsen, als untauglich ablehnen. ●

Die NZZ meinte in einer Stellungnahme zur Landschaftsinitiative: «Investoren in stadtnahen Gebieten, wo Baulandreserven heute fehlen, könnten damit Baulandbesitzern im ländlichen Raum die Nutzungsrechte abkaufen. Zentral für die Einführung solcher Nutzungszertifikate ist allerdings, dass die bebaubare Landfläche verknappt wird, damit überhaupt ein Preis für sie entsteht. Genau zu einer solchen Verknappung des Baulands würde es mit der Annahme der Landschaftsinitiative kommen. Über dieses konkrete Mengenziel der Initiative kann man geteilter Meinung sein. Aber bei seiner Durchsetzung sollte man auf effiziente Instrumente setzen. Hier legen sich die Initianten leider nicht fest; im Initiativtext sind marktwirtschaftliche Instrumente nicht erwähnt. Aber immerhin stellt sich etwa Otto Sieber von Pro Natura, auch Mitinitiant, nicht gegen marktwirtschaftliche Kompensationsmechanismen. Man darf also hoffen». (NZZ, 11. Juli 2007, S. 26).

Ölgräberstimmung im Emmental?

Wie kann sich eine Region für eine postfossile Zukunft fit machen?
Auf den Spuren einer Energievision und ihrer Grenzen im beschaulichen Emmental.

Markus Schär. 2004 wurde auf Initiative von Josef Jenni, Solarenergie-Unternehmer und EVP-Grossrat, die Initiative «Oil of Emmental» ins Leben gerufen. Dahinter steht die Vision, sich energetisch so weit wie möglich von importierten, nicht erneuerbaren Energieträgern (v.a. Erdöl) unabhängig zu machen und stattdessen die regional verfügbaren, erneuerbaren Ressourcen in Wert zu setzen. Im Emmental sind dies primär das Holz und die Sonne, in bescheidenerem Ausmass auch Wind, Erdwärme, Wasser und Gülle. Damit soll, so das kühne Ziel von «Oil of Emmental», der Energiebedarf für Wärme, Elektrizität und Mobilität in Zukunft weitgehend regional und umweltschonend abgedeckt werden: «Nach heutigem Wissensstand könnte die Region 80% ihres Energiebedarfs selber bereitstellen und damit auch die entsprechende Wertschöpfung in der Region behalten». Wie das gehen soll, erläutert Anton Küchler, Projektleiter der «Energierregion Emmental», die das «Oil of Emmental» fördern will.

K&P: Was bedeutet «Oil of Emmental», und wer steht hinter der Initiative?

Anton Küchler: So wie wir «Oil of Emmental» heute verwenden, ist es eine Marke für Energie, die in der Region Emmental produziert oder eingespart wird. Wir versuchen, das in die Richtung zu entwickeln, dass jeder Holzpellet- oder Ökostromproduzent im Emmental die Marke «Oil of Emmental» verwendet. Die Initiative kommt ursprünglich von Josef Jenni, einem Solarpionier aus Oberburg, der eine Firma betreibt, die Speicher für Warmwasseraufbereitung mit Sonne und Holz verkauft. Ich bin vor zwei Jahren dazu gekommen, als andere Akteure im Emmental aktiv wurden, etwa «Holzenergie Emmental», der Verein «Energie plus!» – der seit 20 Jahren Kleinkraftwerke baut – oder auch «BikeTec». Verschiedene Unternehmen und Organisationen haben sich damals zusammengefunden, um ihre Aktivitäten zu koordinieren. Diese Koordination ging zurück auf die Region Emmental, die im Rahmen eines regionalen Förderprogramms (Neue Regionalpolitik von Bund und Kantonen) die erneuerbare Energie fördern wollte.

Als erster Schritt wurde abgeklärt, welche Potenziale diesbezüglich im Emmental vorhanden sind: Wie hoch ist der Energieverbrauch, welchen Anteil unseres Bedarfs könnten wir mit eigener Energie abdecken? Ich habe dann das Mandat bekommen, darüber eine Studie zu machen und darauf hinzuarbeiten, dass eine «Energierregion Emmental» aufgebaut wird. So gibt es nun diese zwei Begriffe oder Gefässe für eine ähnliche Sache: einerseits die «Energierregion Emmental» als Idee, Vision und Netzwerk; und andererseits «Oil of Emmental» als erneuerbare Energie aus der Region, die man kaufen kann. Nachdem wir aufgrund der Studie wissen, wie gross das Potenzial ist, suchen wir nun nach den vielversprechendsten Handlungswegen. Es ist noch nicht so konkret, wir arbeiten erst daran. Unter anderem darum, weil es nicht einfach ist, Geld für die Startphase aufzutreiben, und weil das Emmental mit seinen 95 000 Einwohnern einfach sehr gross ist.

Gibt es eine Vision hinter dem Bestreben von «Oil of Emmental»? Auf welchen Vorstellungen von Wirtschaften, Konsumieren und Mobilität basiert das Projekt?

«Oil of Emmental» geht davon aus, dass wir in Zukunft punkto Energieverbrauch und -bereitstellung nicht mehr so weitermachen können wie heute. Unser Ansatz ist relativ pragmatisch. Wir sagen: Wenn wir es schaffen, uns vermehrt mit erneuerbarer Energie zu versorgen, dann sind wir unabhängiger, dann haben wir mehr Möglichkeiten, die Energieversorgung nach unseren Grundsätzen zu gestalten. Und wir haben mittel- und langfristig einen positiven wirtschaftlichen Effekt. Das ist unsere Kernbotschaft. Darüber hinaus versuchen wir das zu machen, was möglich ist. Unser Ansatz zielt aber nicht primär auf Verhaltensänderungen ab. Das muss zwar irgendwann mal kommen: Es ist klar, dass wir zu viel Energie verbrauchen und dieses Niveau nicht werden aufrecht erhalten können. Aber bei «Oil of Emmental» besteht der Konsens, dass man die Geschichte nicht von hinten her aufrollen kann, sondern pragmatische Schritte unternehmen muss, die zu einer Mobilisierung der Bevölkerung beitragen. Wir wollen, dass

die Leute mitmachen und sehen, dass ihre Bedürfnisse durch unsere Strategie abgedeckt werden können. Und wenn die äusseren Umstände sich verändern, verändern sich auch die Bedürfnisse der Leute, die materiellen und die ideellen. Wenn Energie knapp wird, wird Sparen wieder «in». Aber «Oil of Emmental» kann dieser Entwicklung nicht vorgreifen. Wir können nur versuchen, das zu unterstützen und zu fördern.

Welche Rolle spielt die Landwirtschaft in der Vision von «Oil of Emmental»?

Die Landwirtschaft ist eine sehr wichtige Partnerin. Viele der Ressourcen, die wir brauchen, sind direkt oder indirekt von der Fläche abhängig. Und die meisten Flächen im Emmental werden von der Landwirtschaft und der Forstwirtschaft genutzt. Insofern wird die Landwirtschaft eine wichtige Rolle bei der zukünftigen Energieversorgung spielen. Gleichzeitig ist zu sagen, dass es heute noch nicht einfach ist, die Energiepotenziale in der Landwirtschaft zu nutzen, weil die Wirtschaftlichkeit leider noch nicht auf einem soliden Fundament steht. Zudem müssen Produkte entwickelt werden, die man mit den Landwirten zusammen umsetzen kann – ein Set aus Technologie und Marketing mit klaren Angaben über Wirkung und Ertrag.

«Oil of Emmental» behauptet, die Region könne 80% ihres Energiebedarfs selber bereitstellen. Wie soll das gehen?

Die Hälfte dieser 80%, also 40% unseres heutigen Energiebedarfs, könnte man einsparen. Man sollte in dieser ganzen Energiediskussion nicht vergessen: Unser heutiger Umgang mit Energie ist absolut verschwenderisch. Daher ist unser wichtigstes Potenzial das Einsparen von Energie. Und was die anderen 40% anbelangt: Wir haben in unserer Studie sämtliche Ressourcen- und Flächenpotenziale des Emmmentals unter den aktuellen technologischen Bedingungen untersucht und sind auf diese Zahl gekommen. Übrig bleiben die 20% des heutigen Energiebedarfs, die man weiterhin importieren müssen. Das ist hauptsächlich der Treibstoff – unsere grösste energetische Blackbox. Klar gibt es da auch Techno-

logien: Strom funktioniert, Wasserstoff im Prinzip auch. Wobei: Wasserstoff ist ja keine Energieressource, sondern nur ein Energieträger, das muss man herstellen. Wenn wir aber die Mobilität vollumfänglich auf Strom umstellen würden, hätten wir auch ein Problem, nämlich zu wenig Strom. In Zukunft braucht es daher neue Mobilitätskonzepte, daran arbeitet etwa «Emmental bewegt», die auch bei «Oil of Emmental» mitmachen.

80%-Abdeckung des heutigen Energiebedarfs durch regionale, erneuerbare Ressourcen klingt gut. Was aber ist mit der «grauen» Erdöl-Energie, die unsichtbar in so vielen alltäglichen Produkten und Handlungen steckt?

Das ist effektiv in den 80% nicht enthalten, so wie wir das ausgewiesen haben. Es ist schon so, dass wir nur die inländische Mobilität angeschaut haben und nur den primären Energieverbrauch. Insofern kann man aber sagen, dass ein gewisser Anteil an «grauer» Energie berücksichtigt wurde, nämlich der Anteil, der in den Gütern steckt, die hier produziert und konsumiert werden, sowie der Anteil, der in den Gütern steckt, die hier produziert und dann exportiert werden. Durch die Einfuhr von Gütern und Ressourcen haben wir aber einen Importüberschuss an «grauer» Energie, sodass der effektive Energieverbrauch höher liegt, als in der Studie ausgewiesen. Wir haben das zwar ausgeblendet, aber nicht, weil wir dies nicht wichtig fänden, sondern weil es uns um einen pragmatischen Ansatz geht. Wir müssen diejenigen Schritte unternehmen, die schon heute möglich sind.

Auf der Homepage von «Oil of Emmental» sowie auf Prospekten sind moderne, minergische Ein- und Mehrfamilienhäuser im Grünen abgebildet. Jedem sein minergisches Eigenheim in der Agglomeration oder auf dem Land?

Nein, das sollte natürlich schon nicht so sein. Es ist in der Tat so, dass im Gebäudebereich sehr viel getan werden muss, da braucht es tatsächlich eine «Revolution». Es stellt sich die Frage, wie man es schafft, das Bauen zu verdichten. Zudem müssen Wohn- und Gebäudeformen gefunden werden, die energetisch sinnvoll sind. Minergie-Häuser sind einfach ein erster Schritt. Es gibt ja die Vision der 2000-Watt-Gesellschaft. Heute sind wir bei der 6000-Watt-Gesellschaft. Minergiehäuser wären die Häuser der 4000-Watt-Gesellschaft. Um effektiv in den Bereich einer 2000-Watt-Gesellschaft zu kommen, bräuchte es Plus-



Anton Kuchler und das «Oil of Emmental».

energie-Häuser, also Häuser, die mehr Energie produzieren, als dass sie für den eigenen Betrieb verbrauchen. Dächer und Fronten müssen zur Energiegewinnung genutzt werden. Aber auch da wieder: Wenn jemand kommt und sagt, er möchte ein Einfamilienhaus bauen, dann sagen wir ihm: Baue es möglichst energieeffizient und schau, dass du es mit erneuerbaren Energien beheizen und betreiben kannst. Wir sagen ihm nicht: Schmeiss deine Pläne über den Haufen und plane ein Gemeinschaftsprojekt. Wir denken, dass es bei solchen Initiativen wichtig ist, die Leute so zu unterstützen, dass sie ihre Ideen möglichst gut verwirklichen können. Wir verändern nicht die Gestalt der Projekte. Der Zeitgeist wird es dereinst mit sich bringen, dass auch die Projekte sich ändern werden.

Was das 40-prozentige Energiesparpotenzial der Region Emmental anbelangt: Wo und wie konkret soll gespart werden?

Das grösste Sparpotenzial liegt im Energieverbrauch der Häuser. Es ist tragisch, was wir heute noch an Öl und Holz verbrennen, um unsere Häuser zu beheizen. Aber auch das ist ein längerfristiges Unterfangen, das sich nur innerhalb des Erneuerungszyklus des Gebäudeparks verändern lässt. Weiter beziehen wir uns auf Schätzungen des Bundesamtes für Energie, wonach man bei allen energieverbrauchenden Handlungen über den Daumen gepeilt zirka 30% einsparen kann, wenn man sie optimiert. In der Industrie und im Gewerbe zum Beispiel bei Motoren und Antrieben, aber auch in der

Mobilität, also beim Treibstoffverbrauch. Die Beleuchtung ist auch ein Bereich, der immer effizienter wird, vor allem mit den LED-Lampen. Das ist bezogen auf den Energieverbrauch ein Riesenschritt, verglichen mit herkömmlichen Glühlampen. Aber auch da: Jede Technologie schafft neue Probleme, das ist der Fluch dieser ganzen technologieabhängigen Entwicklung – zur Herstellung von LED-Lampen benötigt man nicht ganz harmlose Ausgangsmaterialien. Das ist die Zwickmühle, in die man über kurz oder lang gerät, wenn man nur auf technologische Lösungen setzt.

Das nimmt schon fast die nächste Frage vorweg: Was sagst du zum Rebound-Effekt? Demgemäss wird in einer Wachstumswirtschaft die Energieeinsparung aufgrund effizienterer Technologien durch steigenden Konsum immer wieder zunichte gemacht, sodass der absolute Energieverbrauch weiter steigt.

Der Rebound-Effekt ist eine Tatsache. Er darf aber keinesfalls ein Argument dafür sein, keine Effizienzsteigerungen anzustreben, indem man sagt, Einsparungen würden sowieso wieder aufgehoben. Das wäre falsch. Ich finde, man muss die vorhandenen Effizienzpotenziale nutzen und gleichzeitig anstreben, dass der Rebound-Effekt nicht die Energieeinsparung überkompensiert. Das sind zwei verschiedene Paar Schuhe.

Ein gängiges Muster ist aber doch, dass Leute, die sich zum Beispiel ein leichtes, sparsames Auto kaufen, dieses dann umso mehr

benutzen, in der Annahme, ihr Auto sei ja umweltfreundlich – was den Spareffekt zumindest wieder relativiert.

Darum finde ich es mittel- und langfristig absolut notwendig, dass der Energiepreis erhöht wird. Das ist ein schwieriges Thema, wenn man es so plakativ formuliert. Ich finde halt einfach, die Kosten für den Energiekonsum sollten bei sinkendem Verbrauch gleich bleiben. Dann hätte man auch nicht einen so starken Rebound-Effekt, weil die Leute nicht bereit wären, für ihren Energiebedarf viel mehr Geld auszugeben. Das heisst: Je effizienter Energie eingesetzt werden kann, desto höher müsste der Energiepreis sein. Der Energiepreis ist einer der Schlüssel in der Energieproblematik. Wenn der Energiepreis steigt, dann fangen die Leute an zu rechnen, gerade auch die Unternehmen. Die meisten Unternehmer sind relativ undogmatisch, was erneuerbare Energie oder Energieeffizienz anbelangt, die wehren sich nicht per se dagegen, aber sie setzen Massnahmen erst dann um, wenn diese wirtschaftlich für sie ins Gewicht fallen.

Denkst du denn, dass die westlichen Gesellschaften durch Ausschöpfung der erneuerbaren Energieträger jemals in der Lage sein werden, ihr gegenwärtiges Wohlstandsniveau zu halten? Auf der Visionsebene finde ich es gar nicht erstrebenswert, unser Wohlstandsniveau zu halten, denn dieses ist ja genau unser Problem. Was ich aber wichtig finde, ist ein geordneter Übergang, also dass wir einen Weg finden in einen anderen Alltag, der weniger intensiv ist als der heutige und ein anderes, ein qualitativ hochstehendes Wohlstandsniveau aufweist.

Wenn wir also in Zukunft Verzicht üben müssen, wie liesse sich dieser positiv umdeuten? Mein Ansatz ist der, dass ich sage: Unsere Alltagshandlungen und unser Wirtschaften werden dann wieder sinnvoll, wenn wir mehr für die Befriedigung unserer Grundbedürfnisse arbeiten. Die Selbstversorgung auf verschiedenen Ebenen macht das Leben sinnvoll, und darin steckt eine grosse Qualität, die belebt werden muss. In dieser Aussage sind all die Fragen bezüglich Flächenverbrauch, wie macht man Selbstversorgung überhaupt, wie sollen das alle machen können, was machen die Leute in der Stadt usw. nicht beantwortet. Da gibt es aber auch gar keine vorgefertigten Antworten, sondern nur pragmatische Ansätze, und die lauten: ausprobieren! Wir sind in einer Phase, in der man solche Sachen ausprobieren muss. ●

Intensiv

Jakob Weiss. Intensiv blauer Himmel! Doch heute hatten wir eine intensive Auseinandersetzung am Arbeitsplatz. Und das schon am Montag, nach einer intensiven Ferienwoche mit den Kindern. Deshalb dachte ich sogleich ganz intensiv an dich, als mir beim Fenster der intensive Duft der Hyazinthe in die Nase stieg und...

Genug davon, die Fortsetzungen sind les- oder hörbar, wo immer man liest oder zuhört. Wer das Leben nicht intensiv lebt, verpasst es. So wollen es uns heutige Sprechweisen weis machen. Nur ein Gespräch führen ist lahm und lau. Es muss intensiv gesprochen werden. Nur Vorbereitungen treffen genügt nicht, sie müssen intensiv vonstatten gehen. Blosses Arbeiten führt zur Entlassung, es muss intensiv an den Dingen gearbeitet werden. Man kann die hohe Konjunktur dieses Wortes kaum mehr anders sehen, als dass Intensität eine tiefe Sehnsucht verkörpert. Sie muss wohl der Angst entspringen, überall etwas zu verpassen, wo das verstärkende Adjektiv «intensiv» fehlt. Es gibt eine Ausnahme. In der biologischen Landwirtschaft wurde «intensiv» zum Schimpfwort. Intensiv hiess falsch. Intensiv war jene Landwirtschaft, die die Biologischen verabscheuten. Diese «schlechte» und industrielle Landwirtschaft produzierte mit intensiven Hilfsstoffeinsätzen immer grössere Erträge, grösser, als sie die Natur einfach so von sich aus hergeben wollte. Die Biolandwirtschaft war dem gegenüber «extensiv», sie liess der Natur mehr Zeit und beanspruchte die Böden nicht übermässig. Extensivierungsbeiträge waren ein seltsames Resultat langer Kämpfe.

Und jetzt kommt also plötzlich wieder ein Kurswechsel? Statt nur noch biologisch zu landwirtschaften, soll neu die Zukunft der Landwirtschaft mit der «ökologischen Intensivierung» erschlossen werden. Aber dürfen wir intensivieren? Schadet das nicht wieder den Böden, beutet Tiere aus, lässt ungenutzten Räumen keinen Platz?

Keine Angst, das ist nicht die Absicht, wie die Beiträge zum heurigen Mösberg-Gespräch in diesem Heft belegen. Aber etwas ärgerlich ist der Umgang mit solchen prägenden Schlagworten schon. Wo ein Begriff zur (guten) Sache selber wird, oder auch zum Feindbild, ist höchste Vorsicht geboten. Und wir wussten

es ja eigentlich schon, dass mit dem Ausdruck «Intensivlandwirtschaft» wenig Klarheit in die Welt kam. Denn punkto menschliche Arbeitskraft war die biologische Anbauweise ja stets intensiver als die verachtete andere Art, welche diesbezüglich extensiv zu haushalten wusste. Oder eben auch «effizient», wie es die Landwirte mit grossem Gerät und grossen Flächen ausdrückten. Womit die Biologischen sogleich «ineffizient» waren.

Zugespitzt – und banal – formuliert, ist alles Intensive auch extensiv, und alles Extensive auch intensiv. Bei der Effizienz gilt das Gleiche: Maschinell und chemisch effiziente Landwirtschaft schädigt ziemlich effizient das, was der biologische Landbau nachhaltig (eben: «effizient») bewahren will. Und da fragt man sich unvermittelt, ob diese und weitere Wörter einfach erfunden und verbreitet werden, um einen unsichtbaren Krieg der Abgrenzungen und Schuldzuweisungen zu führen. Statt einander alt bewährte Schlotterlinge anzuwerfen, verlief der nachbarschaftliche Dialog zwischen zwei Bauern einfach so: A: «Du bist ein Intensiver, schäm dich!» B: «Du Extensiver du, hau ab!» A: «Nein, ich hau dir eine Intensive runter!» B: «Komm nur her, du extensiver Schlaffsack!» – Die beiden würden erschrecken und peinlich berührt nach Hause schleichen, wenn sie sich um 180 Grad drehen könnten.

Hütet euch also am wortgespickten Morgarten! Sprechen wir möglichst direkt von der Sache selber, von dem, was wir konkret tun. Es wäre doch so wunderbar, könnte man einfach sagen: Wir sind Bauern und Bäuerinnen und betreiben gute Landwirtschaft. Agrikultur im tiefen Sinn des Wortes. Das ist die Zukunft. Weder extensiv noch intensiv. ●



Intensiver Morgen mit extensivem Guggel.

Alltag zwischen Erdöl und Wolle

Foto: Andri Capaul



Claudia Capaul. Es tut gut, am Abend am Spinnrad zu sitzen, seine Gedanken zu ordnen und fliessen zu lassen, zusammen mit der Wolle, die in einem feinen Faden langsam die Spule füllt, bis es endgültig Feierabend wird. Daraufhin schlafe ich gut und entspannt, entlastet von den Eindrücken des Tages. Heute muss ich besonders viel abspinnen, heute ist der Gedankenberg besonders gross, war ich doch gestern Abend am Vortrag über Erdöl von Herrn Dr. Ganser in Bern. Eine Bilder- und Datenflut prasselte auf die Menschen im Saal herab, Wörter wie «Peak Oil» und Zahlen wie 85 Millionen Fass Erdöl pro Tag verbrauche die Menschheit. 85 Millionen, so viele Menschen leben in Deutschland. Diese Zahl wiederholte er ein paar Mal, deshalb weiss ich sie jetzt noch. Eine Unmenge, eine unvorstellbare Unmenge! Die Menschheit steigert von Tag zu Tag den Verbrauch, gleichzeitig nehmen die Vorräte ab, und niemand weiss, wie gross diese eigentlich noch sind. Neue Erdölvorräte, die gefunden werden, decken nie den Bedarf der steigenden Nachfrage. Die Menschheit befindet sich in einem Strudel der Gier nach Erdöl, auch die Landwirtschaft. Wer kann sich die Landwirtschaft noch ohne Erdöl denken? Über Erdöl und Nahrung sagte der Referent erstaunlich wenig. Eigentlich wäre es der Titel des Abends gewesen.

Trotzdem, mir wurde klar, auf welch dünnem Eis sich die Landwirtschaft heute bewegt. Nicht nur die industrielle Kunstdüngerlandwirtschaft, nein, auch wir ganz gewöhnlichen Biobauern und Biobäuerinnen. Kreislaufdenken und Standortgebundenheit hin oder her. Unser Leben ist genauso auf Erdöl aufgebaut wie andere Leben auch: Der Biokontrolleur kommt mit seinem Auto auf den Betrieb. Unser Transporter und unser Terra knattern am Hang hoch und runter. Ich füttere unseren Ofen mit Holz, zwar aus unserem Wald, doch mit der Motorsäge gewonnen, mit dem Muli geschleppt, mit der Spaltmaschine gespalten und mit dem Rapid transportiert. Ich sause mit dem Auto schnell ins Tal zum Einkauf und transportiere dann mit den biologischen Lebensmitteln aus der ganzen Welt auch eine Menge plastifiziertes Verpackungsmaterial den Berg hinauf. Anderntags flitze ich mit dem Auto in die Metzgerei das Lammfleisch verpacken, das wir unserer Kundschaft nach Hause liefern werden. Alles schön sauber abgepackt in dicken,

luftundurchlässigen Plastikbeuteln selbstverständlich, so entspricht es dem heutigen Standard und dem Bedürfnis der Kundschaft. Sogar den Biosamen von Pro Specie Rara für meinen Selbstversorgergarten bringt ein Auto der Post ins Haus. Es kommt mir vor, wie wenn bald alles, was ich berühre, Erdölspuren aufwiese! Selbst meine Wolle, meine eigene, auf unserem Hof gewonnene Wolle, ist erdölbekannt, weil ich sie auswärts zum Kardener gebe. Sie reist mit irgendeinem Auto dort hin – und zurück. Auch der Schafscherer kommt mit dem Auto zu uns. Ich komme mir nicht gierig nach Erdöl vor, im Gegenteil, ich gebe mir sehr viel Mühe, energiebewusst und einfach zu leben, und doch... auch ich befinde mich in diesem Strudel des Erdölverbrauchs auf Teufel komm raus!

Und dann frage ich mich ernsthaft: Würde ich überhaupt hier oben leben wollen ohne Auto, das mich zu einer Freundin fährt, oder zum Bahnhof, wo ich den Zug zu meinen Freunden im Bioforum nehmen kann? Und wie wäre das mit der Feldarbeit ohne unsere so gewohnten und lieben Maschinen? Ja, sie sind mir lieb, diese Maschinen, trotz Lärm und Gestank, aber sie erleichtern die Arbeit unglaublich. Welcher Mensch wollte heute noch 7 Hektaren von Hand mähen, worben, zusammenrechnen und einbringen? Selbst mit hilfreichen Händen von Helferinnen und Helfern wollte ich es nicht, es wäre mir zu viel. Wir schaffen so etwas gar nicht mehr, heutzutage. Unsere Körper haben ein erdölangepasstes Format angenommen. So auch unser Wille und unsere Wünsche ans Leben!

Ich bin im Erdölzeitalter aufgewachsen. Soweit ich mich erinnern kann, hat mein Vater immer ein Auto gehabt. Als frischgebackene Lehre-

rin erlebte ich im Jahr 1974 die Ölkrise. Da hiess es, das Öl reiche noch für 20 Jahre, dann seien die Reserven erschöpft. 20 Jahre schienen mir damals eine sehr lange Zeit, und ich genoss mit Freunden weiterhin unbeschwerter Fahrten im «Döschwo» durch die Schweiz und Frankreich. Als die 20 Jahre um waren, fand der Ölkrieg in Kuwait statt, und das Erdöl floss munter weiter. Alle Kriege, die die USA führen, seien Erdölkriege, sagte Dr. Ganser. Die Schweiz besorge sich das Erdöl mit Diplomatie. Sicher steckt da viel Angst dahinter. Es soll dies nur niemand merken! Nur keine Panik auf der Titanic, das Schiff soll mit Musik und Tanz sinken! Dr. Ganser mit seinen warnenden Worten ist ein Störfaktor im System. Deshalb wurde er an der Uni entlassen.

Was soll ich denn tun? Was sollen wir tun? Den Kopf hängen lassen? Oder so tun, wie wenn nichts wäre? Schliesslich geht es ja mindestens noch 20 Jahre, bis der Rausch vorbei ist. Oder sollen wir alle erdölverbrauchenden Maschinen verkaufen und auf Pferde umstellen? Irgendwie sind wir viel zu sehr Teil des heutigen Lebensstils, als dass dies ginge. Wie soll Armin zum Beispiel am Montagabend um 20 Uhr in Langenthal an der BTA-Versammlung sein können, ohne mit dem Auto hinzufahren? Ich lasse die Wolle unserer Schafe durch meine Hände gleiten. Schon manches Mal fand ich beim Spinnen eine Antwort, wenn mir etwas ausweglos erschien. Ob ich es auch in diesem Fall schaffe? Vielleicht geben mir die Schafe selbst die Antwort? Sie leben ohne Erdöl, vergnügt und genügsam. Liegt nicht darin die Lösung? Schafe brauchen nur Gras und Wasser zum Leben. Wenn sie kein Gras mehr finden, begnügen sie sich mit Disteln, Wurzeln oder abgestorbenem Gras. Sie finden immer etwas Fressbares, obwohl sie sich nicht sorgen, nicht säen und nicht ernten. Und gegen Kälte, Hitze, Wind und Wetter lassen sie ihre Wolle wachsen, kleiden sich ein in das wunderbarste Material, das es gibt. Sollen wir sie nicht als unsere Vorbilder nehmen? Genügsamer werden, mit dem auskommen, was es hier gibt? Uns wärmer anziehen und näher zusammenrücken zu einer Herde? Ich glaube, die grossen Veränderungen, die uns in nächster Zeit bevorstehen, werden uns zu einem solchen Verhalten zwingen. Wenn wir es vorher freiwillig ein wenig ausprobieren und üben, wird es uns später vielleicht leichter fallen!

Beiratstreffen des Bioforums Schweiz

Nikola Patzel. Am 18. Januar fand in Bern das jährlich dem Möschberg-Gespräch vorangehende Bioforum-Beiratstreffen statt. Es kamen sieben der elf Bioforum-Beiräte mit Markus Lanfranchi und Wendy Peter, als Vertreter des Vorstandes, zusammen. Markus Lanfranchi berichtete von neuem Schwung und Finanznot im Bioforum. Im Jahr 2011 solle die Finanzierung der Bioforum-Aktivitäten (Zeitschrift, Möschberg-Gespräche, weitere Initiativen und Veranstaltungen) ein wichtiges Ziel sein.

Lanfranchi stellte als Tätigkeitsschwerpunkte 2011 vor:

- Eine Sammlung bäuerlichen Wissens beginnen, zur Internet- und später vielleicht auch zur Druckpublikation.
- Weitere Aktionen unternehmen, welche die Bekanntheit und die Wirkung des Bioforums als Institution steigern. Als Partner sind dabei zielverwandte Organisationen in der Schweiz wichtig.
- Potenziell ein besonderes Interesse an Bioforum-Themen wird bei «Neo-Ruralen» (Umsteigern in die Landwirtschaft) vermutet. Ebenso bei Menschen, die an neuen Ernährungspartnerschaften wie Vertragslandwirtschaft oder Gemeinschaftshof (*community supported agriculture*) interessiert sind, oder die in Gärten Nahrung anbauen. Diese Leute sollten vom Bioforum erfahren.

Die Zusammenkunft wurde auch genutzt, um eine beim Beiratstreffen im Januar 2010 begonnene Diskussion weiterzuführen: *Über die historische und aktuelle Bedeutung wissenschaftlicher Ansätze und Aussagen für den Biolandbau*, auch im Verhältnis zu traditioneller Agrarkultur und zu aktuellen sozioökonomischen Kräfteverhältnissen. Aus dem Beirat waren der freischaffende Philosoph Bernhard Heindl und der Agronom und FiBL-Direktor Urs Niggli eingeladen, hierzu in Vorträgen Positionen vorzutragen.

Bernhard Heindl: Wissenschaft, Wirtschaft und Technik wollen der Landwirtschaft ans Leben¹

Die Wissenschaft, so wie ich sie sehe, als Betrieb insgesamt, täte gut daran, sich selber Grenzen zu setzen und nicht alles und jedes zu ihrem Gegenstand zu machen. Denn wenn sie sich nicht selbst beherrscht und begrenzt, dann wird sie sehr gefährlich, weil sie dann danach strebt, sich alles auf der Welt mit ihren Methoden anzueignen und mit ihrem Apparat darüber zu herrschen.

Man braucht nicht nur an Monsanto zu denken, als Extremfall, um zu sehen, was es bedeutet, wenn die Wissenschaft sich der Landwirtschaft nähert und bemächtigt. Es hat der Landwirtschaft nicht gut getan, dass die Wissenschaft ihr den Weg vorzugeben versuchte. Es gibt inzwischen mehr Leute, die Agrarwissenschaften studieren als solche, die Bauern werden wollen. Aber mit der Landwirtschaft geht es bergab, und die Wissenschaft tut nichts dagegen oder ist sogar schädlich.

Ich liebe das Land, in dem ich lebe, und ich sehe, wie ihm eine Wunde nach der anderen geschlagen wird. Woher kommt diese Gewalt, die da zuschlägt, und der die Landwirtschaft nicht mehr als ein ausführendes Organ ist? Ich vermute, es ist die «Heilige Dreifaltigkeit» der Moderne: Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Die sind sakrosankt auf ihrem Sockel und stützen bzw. erhalten sich gegenseitig. In dieser Dreifaltigkeit geht von der Wissenschaft der Zwang und die Intention zum Wachstum in die Wirtschaft, denn in rascher Folge führen Erfindungen zu explosiven, neuen Entwicklungen.

Dass diese Dreifaltigkeit in der Landwirtschaft besonders hart zuschlägt, gründet auch im historischen Fundament ihres Denkens: Sie hat das Bild von der Natur als Führerin und Lehrerin der Wissenschaften (Dante, Ghirlandaio) verworfen und durch die Absicht er-

setzt, dass die Wissenschaft über die Natur triumphieren und sie beherrschen solle (Bacon, Michelangelo). Man wollte die Gesetze der Natur aushorchen, um die Natur zu beherrschen. Inzwischen trachten die Wissenschaften von der Natur – oder einfach: die Naturwissenschaften – in Form der sogenannten *life sciences* sogar danach, das Leben selbst bzw. seine Grundlagen (Stichwort «Gentechnik») zu beherrschen. Aber die einzige Herrschaft, die das Leben akzeptiert, ist der Tod! Wenn nun die Bauern in dieses Verhältnis zur Natur hineingedrängt werden, dass sie sie beherrschen wollen, brauchen sie immer mehr Energie. Aber dann können sie nie genug Treibstoff bekommen, weil die Natur letztlich immer stärker ist. Eine Leitvorstellung in der zerstörerischen Dynamik von Wissenschaft, Wirtschaft und Technik ist der «Fortschritt». Augustinus sagte: «Mit Christus ist etwas Neues in die Weltgeschichte eingetreten». Man wollte sich damals einerseits vom metaphysischen Denken in Zyklen abgrenzen, wo nichts wirklich Neues passiere, sagte damit aber auch: Das Neue zu schaffen, sei im Wesentlichen das Werk Gottes, und das allerwichtigste Neue erwarte den Menschen erst nach seinem Tod. Doch mit der Säkularisierung wurde der früher im Christentum eher geistig verstandene Fortschritt seiner mythischen, religiösen «Fassade» entkleidet und als grenzenlose technologische Entwicklung der Menschen gedacht.

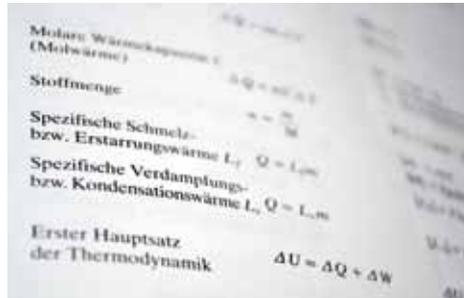
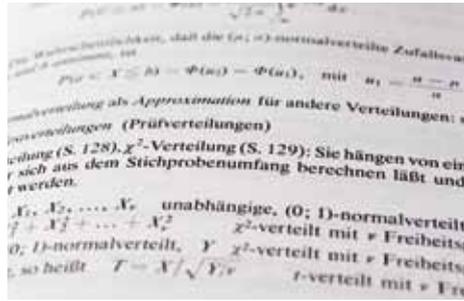
Bei heutigen Gentechnikern gibt es manche, die sich nicht scheuen, ihre Gottähnlichkeit hervorzuheben. Sie wollen herausfinden, wie es Gott gemacht hat, und das dann selbst tun. Als Massstab des Fortschrittes nimmt man dabei einen konstruierten Lebensstandard. Und als eines der Kriterien für den «allgemeinen Fortschritt» und «Lebensstandard» des Landes gilt verheerenderweise, wie wenige Bauern noch da sind. An diesem Fortschrittsverständnis müssen die Bauern zugrunde gehen.

¹ Dies ist eine von B. Heindl korrigierte Zusammenfassung seines Vortrags aufgrund des Protokolls von np. **Bernhard Heindl hat noch einen ausführlicheren Text zu seinem Vortragsthema geschrieben**, der auf der Website des Bioforums Schweiz (<http://www.bioforumschweiz.ch/>) > Bibliothek) zugänglich ist. Auf Wunsch ist der Text auch über bioforum@bluewin.ch oder Tel. +41 (0)41 971 02 88, gratis per E-Mail (PDF) oder gegen eine kleine Spende als Ausdruck, erhältlich.

Urs Niggli: Der Biolandbau braucht Wissenschaft²

Die Wissenschaft spielt eine wichtige Rolle in der Bewältigung der Herausforderungen, und die Menschheit wird sie zu ihrem Nutzen brauchen können, davon bin ich fest überzeugt. Dass Wissenschaft manchmal nicht massvoll ist, hängt auch damit zusammen, dass die Probleme, welche die rasch wachsende Weltbevölkerung verursacht, nicht massvoll sind. Deswegen müssen wir auch für den Biolandbau viel mehr innovatives Wissen mobilisieren, damit er umweltschonend, menschen- und tiergerecht, aber gleichzeitig auch produktiv ist.

Der Zwang zu Wachstum geht vom Menschen aus, die Wissenschaft ist dazu nur ein Hilfsmittel. Die Wissenschaft kann aber auch dazu genutzt werden, sich besser in die Kreisläufe der Natur einzufinden. Wir kennen heute zum Beispiel die molekular-biologischen, chemischen und physikalischen Details des von den biologischen Pionieren wie Sir Albert Howard, Hans Peter Rusch und Lady Eve Balfour vor 70 Jahren eingeführten Gedankens «gesunder Boden, gesunde Pflanzen und gesunde Menschen». Und gerade weil wir so viel Detailwissen haben, können es unsere Bauern viel besser umsetzen, als Steiner und Rusch es aufgrund ihrer geringeren Kenntnisse aus der damaligen Wissenschaft gekonnt hatten. Ein anderes Beispiel: Wenn eine Pilzspore mit ihrem Schlauch in eine Blattöffnung einer Pflanze eindringt, wissen innerhalb eines Bruchteils einer Sekunde alle anderen Blätter der Pflanze, zu welchem Pilzstamm der Erreger gehört, und sie fahren ihr Abwehrsystem hoch. Je mehr die Wissenschaftler die raffinierte Intelligenz der Natur erkennen, umso faszinierter sind sie. Selbst Gentechniker staunen über das, was sie herausfinden. Meine Grossmutter hat immer geweint, wenn sie von der Zeit des Zweiten Weltkrieges erzählt hat. Alleine mit Pferd oder Kuh musste sie das Heu unter Gewitterwolken reinholen, sie habe sich dabei die ganze Gesundheit ruiniert. Ich habe Mühe damit, wenn nun das Kleinbäuerliche und die nicht von der Wissenschaft «verdorbene» Landwirtschaft als etwas verherrlicht wird, das vielleicht gar nicht so herrlich war. Und ich sträube mich gegen Vereinfachungen der Geschichte. Schon bei den Mayas und in Rom sind die Menschen in Massen in die Grossstadt gegangen, weil das Leben als Kleinbauer in der Subsistenzlandwirtschaft ein hartes war. Tatsächlich haben die Kolonialmächte ihre



Wissenschaft in der Landwirtschaft: Zukunft oder Irrweg?

technologische Überlegenheit bei den Waffen und in der Schifffahrt dazu genutzt, prosperierende und kulturell wesentlich höher stehende Kulturen zu zerstören. Ein erster Schritt dazu war, die ökologisch intakte Landwirtschaft durch eine einseitige Ausrichtung auf den Export wirtschaftlich zu schwächen, wie es zum Beispiel in Indien und Afrika stattfand. Doch die exakten Wissenschaften könnte man auch für die Erhöhung des Bruttoglücksproduktes verwenden, anstatt für das nur auf Wirtschaftswachstum ausgerichtete Bruttosozialprodukt. Wir müssen es als Gesellschaft nur wollen.

Die Pioniere des Biolandbaus haben eine Sprache gesprochen, welche im Zeitalter des iPhones nicht mehr modern ist. Die Parabel vom Kuhhorn, welches als Antenne zur geistigen Welt dient und Vitalkraft auf die Felder bringt, oder Ruschs «Kreislauf der lebendigen Substanz» konnte die Pioniere motivieren, sich für den steinigen Weg des Biolandbaus zu entscheiden. Aber dies ist keine moderne Sprache für die jungen Leute. Diese machen sich Gedanken darüber, dass immer grössere Unternehmen die Kontrolle über unsere Ernährung gewinnen. Eine Tierärztin aus Dänemark sagte mir, dass in Dänemark auch grosse Bauern ihr Land zunehmend von Lohnunternehmern oder direkt von der Verarbeitungsindustrie bewirtschafteten lassen und schlussendlich an einen Agrarunternehmer verkaufen. So stirbt der bäuerliche Familienbetrieb aus. Die grosse Chance sehe ich bei jungen Städtern, die zu-

sammen mit Biobauern lokale Kooperationen aufbauen und eine ganz neue und soziale Lebensmittel-Mikroökonomie schaffen.

Diskussion

Markus Lanfranchi: «Warum schaffen wir es nicht, die Probleme zu lösen, obwohl wir so viel wissen? Wissen bedeutet Macht, und Macht wird genutzt, um andere zu entmündigen. Aber mir nützen die Atome nichts, ich kann das nicht anwenden auf meinem Betrieb – ich will wissen, wie ich mit meinem Land kommunizieren kann».

Bernhard Heindl: «Konzernmacht bedeutet doch auch, dass Konzerne die Möglichkeit haben, die wissenschaftlichen Ressourcen zu binden. Syngenta und Novartis kaufen sich heute ganze Institute. Man kann doch nicht so tun, als gebe es auf der einen Seite die Wirtschaft und daneben die freie Wissenschaft. Die Wissenschaft würde nie finanziert, wenn sie nicht Gewinn brächte, das ist so klar wie das Amen im Gebet. Ich bin nicht generell gegen die Wissenschaft, sondern dagegen, dass sie in einem Machtsystem steht, das sie auf alle anderen zu übertragen versucht».

Urs Niggli: «Die Wirtschaft macht sich die Wissenschaft zu eigen, um ihre Macht zu steigern, da stimme ich hundertprozentig zu. Aber was wäre Ihre Schlussfolgerung daraus?»

Bernhard Heindl: «Fragen Sie mich etwas Einfacheres».

Markus Lanfranchi: «Anfang und Schlusspunkt des ganzen Diskurses ist die Dezentralisierung, das ist die Antwort».

Urs Niggli: «Hans Bieri hat die Lösung schon lange gesagt: Wir müssen die Wirtschaft demokratisieren. Bisher hat man aber in der Schweiz, immer wenn ein winziger Schritt zur Demokratisierung der Wirtschaft versucht wurde, das mit 52 oder 53% abgelehnt. Doch eigentlich könnten wir Ideen in eine andere ökonomische Realität umsetzen».

Claudia Capaul: «Da ist eine menschliche Schwäche – die Existenzangst. Solange die Angst so vorherrscht, haben wir keine Chance».

Im Weiteren wandten sich die Diskussionsteilnehmer der Möschi-Debatte des Bioforums Schweiz zu. Deren Aussagen wurden von allen für richtig befunden, wobei auch in naher Zukunft sicher noch ergänzende Aussagen und genauere Schlussfolgerungen nötig sein werden. ●

² Dies ist eine von Urs Niggli überarbeitete Zusammenfassung seines Vortrags aufgrund des Protokolls von np.

Kuh mit Hörnern – zwei Engagierte starten eine Aktion

Foto und ©: Martin Bienerth

Armin Capaul. Alles begann in Andeer bei einem Warmwasserbad, oder eigentlich zuvor im Fernsehen: In der Sendung «Schweiz aktuell» wurde ein Käser gezeigt, der mit seiner Partnerin in der Dorfkäserei von Andeer Milch von Kühen mit Hörnern verkäst. Martin «Floh» Bienerth und Maria Meyer bezahlen den Bauern, die ihnen «Hörnermilch» bringen, einen Rappen mehr Milchgeld – weil sie davon überzeugt sind, dass Milch von behorneten Kühen eine bessere Qualität aufweist. Das machte mir so grossen Eindruck, dass ich mir sagte: «Diese Menschen möchte ich näher kennen lernen». Ich rief sie an, und wir verstanden uns prächtig. Als ich dann mit meiner Frau an einem trüben Februartag im Jahr 2006 Richtung Bündnerland in meine alte Heimat aufbrach, um im Andeerer Thermalbad meine nicht mehr so jungen Knochen aufzuwärmen, war mir klar, dass ich auch Floh und Maria in der Käserei besuchen würde. Floh kam spontan auch mit ins Bad! Und da, wo wir das warme Wasser bis zum Hals hatten, philosophierten wir über Hörner. Seither hat

mich der Gedanke nicht mehr losgelassen, dass etwas für die Hörner der Kühe, Ziegen und Schafe getan werden sollte. Es gibt für mich nichts Schöneres, als eine Kuh mit geschwungenen Hörnern auf einer Alpweide.

Daniel Wismer ist ein Berufskollege, wir kennen uns schon seit längerem. Er führt in Emmbd im Wallis eine Yak-Farm und ist es gewohnt zu kämpfen für seine Sache und für die Yaks. Yaks haben extreme Hörner, und die Hörnerfrage wurde auch Danis Anliegen. Wir wurden nicht überall richtig verstanden, gar angefeindet oder belächelt. So erging es auch den Pionieren des Biolandbaus, sagten wir uns – kommt Zeit, kommt Rat. Am «Samichlaustag» kam uns der richtige Gedanke. Wir schrieben zusammen einen offenen Brief an das Bundesamt für Landwirtschaft (siehe unten).

Der Landwirtschaftliche Informationsdienst (LID) verbreitete wenig später unter dem Titel «Direktzahlungen für Kuhhörner» einen Text an die Medien und an Interessierte. Danach gesellte sich der Schweizer Tierschutz (STS) zu uns beiden und schrieb an



Hörner sind nicht nur Schmuck, aber auch.

den Direktor des BLW, Manfred Bötsch, gleich auch noch einen Brief. Darin steht, dass der STS unsere Idee voll und ganz unterstützt! Der LID streute freundlicherweise auch diese Meldung. Nun sind Dani und ich gespannt, wie es weiter geht.

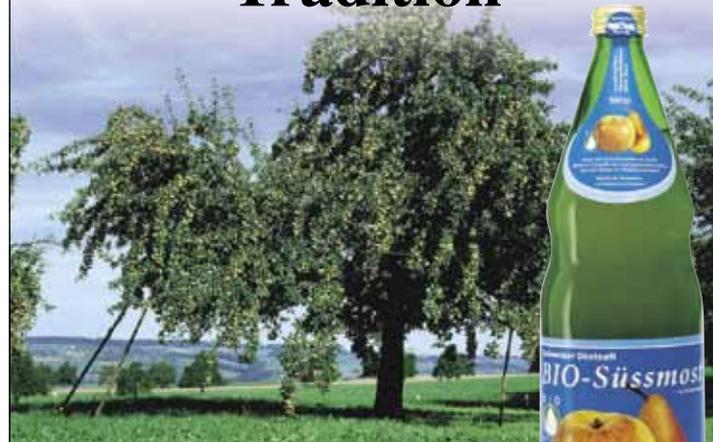
Die beiden erwähnten Meldungen des LID können auf folgender Website gelesen werden: <http://www.lid.ch/> Unter Suchen «Kuhhörner» eingeben.

Sehr geehrte Damen und Herren

Wie wir aus diversen Medien erfahren haben, sollen mit den neuen Direktzahlungen ab 2014 neu auch Beiträge für das Tierwohl ausbezahlt werden. Die Tatsache, dass immer weniger Kühe in der Schweiz ohne Hörner leben, stimmt uns nachdenklich. Wir möchten Ihnen deshalb folgenden Vorschlag unterbreiten: «Bauern, die ihren Tieren die Hörner belassen, werden pro GVE mit 1.– Franken pro Tag (analog der TVD) honoriert». Das ergibt einen Betrag von 365 Franken im Jahr für ein wertvolles Kulturgut, das nicht ganz verloren gehen sollte. Wir begründen unser Anliegen auch mit dem Umstand, dass z.B. bei Freilaufställen viel mehr Platz pro behornetes Tier notwendig ist. Das bringt höhere Baukosten mit sich, oder der Landwirt muss weniger Tiere halten. Ein weiteres Argument ist der intensivere Bezug zum Tier, der mit behorneten Nutztieren unabdingbar ist. Auch taucht das Thema Hörner / Enthornen immer wieder als Schlagzeile auf – nicht immer positiv für das Image unserer Landwirtschaft. Vergessen wir die Sicht der Steuerzahlenden nicht, von ihnen erhalten wir die Unterstützung für unsere Direktzahlungen.

Daniel Wismer und Armin Capaul

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition



Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden. Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlensäuredruck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler oder im Reformhaus.

MÖHL

Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Tel. 071 447 40 74
www.moehl.ch

BIO
SUISSE

Mit Kräutern und Hefe die Gesundheit fördern

Vor 50 Jahren wurde die Firma Bio-Strath gegründet. Ältere Leserinnen und Leser von «Kultur und Politik» werden sich daran erinnern, dass ab 1961 regelmässig Beiträge von Friedrich Pestalozzi erschienen, und dass der Firmengründer von Bio-Strath häufiger und gern gesehener Gastredner bei Tagungen auf dem Möschi war. Seine Firmenphilosophie und die Strath-Produkte sind den Grundsätzen des Biolandbaus sehr ähnlich.

Werner Scheidegger. Planen Sie demnächst eine Weltraumfahrt? Wohl eher nicht. Aber das Leben auf dem «Raumschiff Erde» ist so schon stressig genug, um bis ins Alter unbeschadet davonzukommen. Das wissen wir alle. Und das weiss auch die pharmazeutische Industrie. Unüberschaubar ist denn auch die Fülle an Medikamenten zur Vorbeugung und Heilung von Krankheiten und Gebrechen aller Art. Für den Laien ist kein Überblick mehr möglich. Mit der Fülle wächst aber auch die Skepsis vieler Menschen. Zurecht. Die Lektüre von Beipackzetteln ist in Anbetracht der darin beschriebenen möglichen Nebenwirkungen oft nicht geeignet, um das Vertrauen in die Wirkung der beschriebenen Arznei zu fördern. Dazu kommt, dass viele Pillen und Tropfen wohl die Symptome wie Kopf-, Bauch-, Ohren- oder Rückenschmerzen mildern, der eigentlichen Ursache jedoch nicht beikommen. Doch genau dies wäre das Ziel jeder Heilkunde.

Was schon Paracelsus wusste...

Paracelsus (1493–1541) versuchte, Krankheiten nach einem ganzheitlichen Ansatz zu verstehen und zu heilen. Er wusste, dass nicht nur Stoffe, sondern auch seelische und geistige Einflüsse auf unser Befinden einwirken. Entsprechend breit war sein therapeutischer Ansatz. Einen solchen Ansatz verfolgte vor über 60 Jahren auch der Chemiker Walter Strathmeyer (1899–1969), als er die nach ihm benannte Strath-Therapie entwickelte. Er sagte z. B.: «Die Krankheit ist ein Zeichen, dass dein Weg fehlerhaft ist. Du musst die Fehler suchen und sie überwinden, und damit findest du den Weg aus der Krankheit zur Gesundheit».

Strathmeyer war Hefespezialist und wusste, dass die Hefe ein bedeutender Wirkstoffträger ist. Gleichzeitig kann sie Kräutersubstanzen und deren heilkräftige Energien aktivieren. Auf der Basis dieser Erkenntnis entstanden die inzwischen weltweit bekannten Strath-Präparate.

Foto: Markus Schär



Zufall oder Fügung?

Friedrich Pestalozzi, der Gründer der Firma Bio-Strath mit Sitz in Zürich und mit Produktionsstätte in Herrliberg, litt in jungen Jahren am Menière-Syndrom, eine von Schwindelanfällen und Ohrenpfeifen begleitete Krankheit, die ihn an der Entfaltung seiner Arbeitsfähigkeit hinderte. Zufällig kam er in Kontakt mit Walter Strathmeyer und wurde in wenigen Monaten durch dessen Kräuterhefepräparat von seinem Leiden geheilt. Aus Begeisterung darüber erwarb Pestalozzi Rezept und Lizenz, gründete 1961 die Bio-Strath AG mit dem Ziel, diesen wertvollen Saft zu verbreiten und so einen Beitrag zur Volksgesundheit zu leisten.

61 Nähr- und Vitalstoffe

In der Fabrik in Herrliberg werden in einem zwei Monate dauernden Verfahren Hefezellen mit Kräuterextrakten angereichert und verflüssigt. Das fertige Produkt enthält 61 natürliche Nähr- und Wirkstoffe. 1,5 Mio. Einheiten verlassen jährlich den Betrieb. Grundlage der 50-jährigen Erfolgsgeschichte sind folgende Grundsätze:

- Naturbelassenheit der Wirkstoffe

- Keine Beigabe von künstlich erzeugten Substanzen
- Natürliche Haltbarkeit ohne Konservierungsmittel
- Wirkungsnachweis nach streng wissenschaftlichen Kriterien

Gerade das letzte Anliegen, Wirkungen nicht nur zu behaupten, sondern aufgrund solider Untersuchungen nachzuweisen, hat zu erstaunlichen Ergebnissen geführt:

- Grippe-Prophylaxe: In einer Studie mit 232 Teilnehmenden ergaben sich bei Verabreichung von Strath deutlich bessere Werte bei Allgemeinbefinden, Vitalität und Absenz bei der Arbeit als bei der Vergleichsgruppe mit Grippeimpfung.
- Stärkung der körpereigenen Abwehrkräfte: Die Gruppe Weltraumbiologie der ETH Zürich fand in Verbindung mit ESA und NASA heraus, dass Bio-Strath die durch die Schwerelosigkeit verursachte Verminderung der Aktivität der körpereigenen Abwehrzellen aufhebt.
- Eine Doppelblindstudie unter der Leitung von Prof. Dörling, Hamburg, ergab nach zwölf Wochen eine Verbesserung der Merkmale Müdigkeit, Konzentration, Widerstandskraft, Gedächtnis usw. von 64%. Ähnliche Resultate zeigte ein Schulversuch mit 14-jährigen Schülern: Notenverbesserung von + 1,3 in der Sprache und + 1,0 im Rechnen und viermal weniger Absenzen als in vier Kontrollklassen.
- Weitere Studien zeigten signifikante Verbesserungen des Befindens von Alzheimer-Patienten und Kindern mit Aufmerksamkeitsstörungen (ADS).

Alles in allem ist Strath ein bewährtes Mittel zur Krankheitsvorsorge und -heilung ohne naturfremde Inhaltsstoffe und ohne Nebenwirkungen. Strath hat ein enorm breites Wirkungsspektrum. Es eignet sich deshalb nicht nur für Weltraumfahrer, sondern für Menschen aller Altersgruppen. Auch für Tiere sind spezielle Zubereitungen verfügbar. ●

Vom 17. bis 19. Juni 2011 findet in Zofingen der traditionelle **Bio Marché** statt. Wie gewohnt lädt das Bioforum Schweiz bei dieser Gelegenheit zum ebenso traditionellen **Biogipfel** und zu seiner **Hauptversammlung** ein.

Hauptversammlung 2011

**Samstag, 18. Juni 2011, 10.30 Uhr
im Rathaus Zofingen**

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juli 2010
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnung 2010*
4. Budget 2011*
5. Tätigkeitsschwerpunkte 2011/2012
6. Festlegung Abogebühr und Mitgliederbeitrag
7. Verschiedenes

*Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt.

11. Biogipfel

Samstag, 18. Juni 2011, 13.00 bis ca. 16.00 Uhr, im Rathaus Zofingen

Brennpunkt Nahrung in einer Welt im Umbruch

Dezentrale Bioproduktion garantiert Ernährungssouveränität und Selbstbestimmung

Weltweit entstehen neue Formen der Nahrungsproduktion aus Not und Lebensfreude. Während in ärmeren Ländern dezentrale und ressourcensparende Bio-Landwirtschaftsmethoden häufig die einzige Möglichkeit darstellen, sich ernähren zu können, treiben Lebensmittel-skandale und knappe Budgets viele Menschen aus urbanen Bewegungen im «Norden» aufs Land. Landwirtschaftliche Kooperativen und Vertragslandwirtschaft sind nur zwei Beispiele einer Vielzahl von neuen Initiativen, bei denen Menschen bezüglich ihrer Ernährung wieder Verantwortung übernehmen und den Auswirkungen der inneren Werte der Nahrung auf Gesundheit und Wohlbefinden einen grossen Wert beimessen. Wir beleuchten diese hoffnungsvolle Entwicklung und diskutieren sie unter Einbezug des Publikums mit Exponenten.

Nähere Angaben finden Sie in der nächsten Nummer von «Kultur und Politik» und ab ca. 1. Juni unter www.bioforumschweiz.ch

Der Vorstand des Bioforums Schweiz lädt herzlich zu diesen Veranstaltungen ein.

Impressum

**Kultur und Politik erscheint im 65. Jahrgang
Vierteljahresschrift**

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:

Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

Redaktion: Wendy Peter, Nikola Patzel, Werner Scheidegger und Markus Schär
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission: Claudia Capaul,
Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter,
Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:

Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle),
inserate@bioforumschweiz.ch

Ein Jahresabonnement kostet Fr. 40.–/30 Euro

Layout und Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 2/11:
1. Mai 2011

Für aktuelle Infos:

www.bioforumschweiz.ch